



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Die Partizipationserfahrungen durch soziale Kontakte
im inner- und außerfamiliären Umfeld
von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung

Verfasserin

Julia Maria Eckhart

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, August 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 297

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Pädagogik

Betreuer:

Univ. Prof. Dr. Gottfried Biewer

Danksagung

Die Arbeit wäre nicht in dieser Form abgeschlossen, wären da nicht ein paar Menschen, die ich hier sehr gerne erwähnen möchte.

Ich hatte immer schon den Wunsch studieren zu gehen und ohne die Hilfe meiner Eltern, Andrea & Peter, hätte ich dieses Vorhaben niemals verwirklichen können. Danke fürs immer da sein! Ihr seid immer hinter meinen Entscheidungen gestanden.

Herzlichen Dank an Univ. Prof. Dr. Gottfried Biewer für die Betreuung meiner Diplomarbeit im Rahmen des Projektes „Berufliche Teilhabe von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung“ und für Ihr Interesse an meinem Thema.

Ein großes Dankeschön gilt meinen Uni Mädels, die mich durch das ganze Studium begleitet und bei der Erstellung meiner Diplomarbeit unterstützt haben. Danke für die schöne Zeit, die wir gemeinsam in Wien verbracht haben.

Danke Christian, Verena, Belinda, Theresa und Daniel für die Unterstützung!

***„Wir haben den scheinbar Nichtbehinderten klarzumachen,
daß ihre Unfähigkeit, Behinderte als Gleiche zu begreifen,
ihre eigene Behinderung ist“
(Ernst Klee zit. n. Eberwein 1997, 55)***

Inhaltsverzeichnis

1	EINLEITUNG.....	1
1.1	Problemaufriss und Forschungsstand.....	2
1.2	Charakterisierung	4
1.3	Kommentierung der Forschungsfrage	7
1.4	Relevanz für die Disziplin.....	8
2	DEFINITION ZENTRALER BEGRIFFE	9
2.1	Behinderung.....	9
2.1.1	Geistige Behinderung vs. intellektueller Beeinträchtigung.....	14
2.1.2	Ursachen einer intellektuellen Beeinträchtigung	16
2.1.3	Definitonen von Behinderung im österreichischen Recht.....	17
2.1.4	Beeinträchtigung als soziale Kategorie	20
2.2	Partizipation	21
2.2.1	Die Bedeutung der Partizipation	22
2.2.2	Der Begriff Partizipation nach ICF	22
2.2.3	Teilhabe am Leben in der Gesellschaft?	26
3	SOZIALE KONTAKTE	28
3.1	Die Familie als Unterstützung	28
3.2	Das soziale Umfeld	31
4	EMPIRISCHER TEIL	33
4.1	Methodologie.....	34
4.2	Methode.....	38
4.3	Datenerhebung und Auswertungsmethode.....	40
5	VORSTELLUNG DER INTERVIEWPERSONEN	41
5.1	Frau M. (IP4)	41
5.2	Frau E. (IP9)	43
5.3	Frau P. (IP10)	44
5.4	Herr K. (IP11).....	45
5.5	Herr S. (IP13).....	47
5.6	Herr J. (IP14).....	49

6	AUSWERTUNG DES DATENMATERIALS	52
6.1	Soziale Kontakte von Frau M.	52
6.1.1	Wohnen	52
6.1.2	Schule und Arbeit.....	53
6.1.3	Freizeit.....	55
6.1.4	Innerfamiliäre Kontakte	56
6.1.5	Außerfamiliäre Kontakte.....	57
6.2	Soziale Kontakte von Frau E.....	58
6.2.1	Wohnen	59
6.2.2	Schule und Arbeit.....	60
6.2.3	Freizeit.....	61
6.2.4	Innerfamiliäre Kontakte	62
6.2.5	Außerfamiliäre Kontakte.....	65
6.3	Soziale Kontakte von Frau P.....	67
6.3.1	Wohnen	67
6.3.2	Schule und Arbeit.....	68
6.3.3	Freizeit.....	71
6.3.4	Innerfamiliäre Kontakte	72
6.3.5	Außerfamiliäre Kontakte.....	73
6.4	Soziale Kontakte von Herr K.	74
6.4.1	Wohnen	75
6.4.2	Schule und Arbeit.....	76
6.4.3	Freizeit.....	79
6.4.4	Innerfamiliäre Kontakte	79
6.4.5	Außerfamiliäre Kontakte.....	81
6.5	Soziale Kontakte von Herr S.	83
6.5.1	Wohnen	83
6.5.2	Schule und Arbeit.....	84
6.5.3	Freizeit.....	85
6.5.4	Innerfamiliäre Kontakte	86
6.5.5	Außerfamiliäre Kontakte.....	88
6.6	Soziale Kontakte von Herr J.	90
6.6.1	Wohnen	90
6.6.2	Schule und Arbeit.....	92

6.6.3	Freizeit.....	94
6.6.4	Innerfamiliäre Kontakte	96
6.6.5	Außerfamiliäre Kontakte.....	98
7	ABSCHLIEßENDE BETRACHTUNGEN.....	100
7.1	Zusammenfassung der Arbeit	102
7.2	Resümee.....	105
8	AUSBLICK	111
	VERZEICHNISSE	113
	Literaturverzeichnis.....	113
	Abkürzungsverzeichnis.....	121
	Abbildungsverzeichnis	122
	Bearbeitetes Datenmaterial und Arbeitsschritte	123
9	ABSTRACT.....	125
9.1	Deutsch	125
9.2	Englisch	125
	ERKLÄRUNG	126
	LEBENS LAUF	127

1 Einleitung

Im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen das subjektive Erleben der Partizipation im inner- und außerfamiliären Umfeld von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung sowie die Frage, welche positiven und negativen Erfahrungen diese innerhalb ihres inner- und außerfamiliären Umfeldes in den Lebensbereichen Wohnen, Arbeit, etc. erleben.

Die Diplomarbeit wurde im Rahmen eines Projektes an der Universität Wien angefertigt, das von Univ. Prof. Dr. Gottfried Biewer geleitet und durch den FWF, den Österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, finanziert wird. Im Zentrum des Projektes stehen die „Partizipationserfahrungen in der beruflichen Biographie von Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung - in der Übergangsphase Schule - Beruf, sowie der Lebensphase Arbeitsleben, unter besonderer Berücksichtigung institutioneller Voraussetzungen in Österreich“. Dieses Projekt ist eine Längsschnittstudie, die vorallem die subjektiven Erfahrungen der Betroffenen beleuchtet. Dabei wurden zwei Gruppen von je 20 Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung in den Jahren 2008 bis 2010 befragt. (vgl. Biewer/Fasching/Koenig 2009, 396)

Ein zentraler Begriff ist Partizipation (Teilhabe), der als Einbindung von Personen in die Gesellschaft beschrieben wird. Bei Menschen mit Behinderung ist es wichtig deren Teilhabe an der Gesellschaft zu gewährleisten. (vgl. Theunissen / Kulig / Schirbort 2007, 249)

„Participation (participation restriction) beschreibt die soziale Teilhabe am Leben der Gesellschaft; es wird danach gefragt, wie sich die Beeinträchtigungen der Gesundheit auf die Teilnahme an öffentlichen, gesellschaftlichen, kulturellen Aufgaben, Angelegenheiten und Errungenschaften auswirken“ (Fornfeld 2004, 49).

„In unserer Gesellschaft besteht ein Negativbild von Menschen mit geistiger Behinderung. Dieses Menschenbild hat Auswirkungen auf ihre Lebens-, Lern- und Arbeitsbedingungen, die gekennzeichnet sind von Stigmatisierung, Infantilisierung, individueller und institutioneller Abhängigkeit, erschwelter Teilnahme an allen Bereichen der Gesellschaft, Diskriminierung und Isolation. Menschen mit geistiger Behinderung gelten als nicht-erwachsen, nicht-selbstständig, nicht-mündig, nicht-verantwortungsfähig, nicht sozial

leistungsfähig etc. Selbstbestimmung wird ihnen weitgehend aberkannt und ausgeschlossen. Für Menschen, die als Arbeitskraft minderer Güte, Kostenfaktoren oder unwerten Lebens betrachtet werden, scheint eine schulische, berufliche und gesamtgesellschaftliche Integration nur schwer verwirklichtbar“ (Harnack 1996, 49, zit. n. Fornfeldt 2004, 150).

Um ein wertvolles, positives Leben in der Gesellschaft führen zu können, muss nicht die individuelle Beeinträchtigung, sondern die Diskriminierung und Ausgrenzung der Person beseitigt werden (vgl. Theunissen / Kulig / Schirbort 2007, 249). Die ICF bezieht Partizipation auf die verschiedensten Lebensbereiche und Lebenssituationen, wie soziale Beziehungen, Wohnen, Bildung und Ausbildung. (vgl. Biewer 2010, 141f)

Ebenfalls wichtig zum Verständnis dieses Projektes ist die Bezeichnung „intellektuelle Beeinträchtigung“ auch „Mental Retardation“, die beginnend mit den Worten Specks an dieser Stelle kurz beschrieben werden soll.

„Geistige Retardierung bezieht sich auf signifikant unterdurchschnittliche Allgemeinintelligenz, die fortlaufend mit Defiziten im adaptiven Verhalten vorkommt und während der Entwicklungsperiode bestehen bleibt“ (Speck 1999, 48 zit. n. Fornfeldt 2004, 58).

Die immer noch verbreitete Bezeichnung von „Menschen mit geistiger Behinderung“ birgt eine Problematik in sich und führt zur Diskriminierung von Menschen mit Behinderung (vgl. Lebenshilfe Österreich). In der vorliegenden Arbeit und im Rahmen des Projektes wird der Begriff „Intellektuelle Beeinträchtigung“ anstatt „geistige Behinderung“ bevorzugt. (vgl. Biewer/Fasching/Koenig 2009, 392)

1.1 Problemaufriss und Forschungsstand

Nachdem in der Einleitung ein grober Überblick des Themenfeldes beschrieben wurde, wird in diesem Kapitel der Forschungsstand dargelegt. Dabei wird mit dem Verweis auf verschiedene Studien auf unterschiedliche Aspekte bzw. Belastungsfaktoren hingewiesen, die Eltern und ihre Kinder mit intellektueller Beeinträchtigung, betreffen.

Im Zuge dessen kann als erstes auf empirische Untersuchungen verwiesen werden, die Wünsche und Bedürfnisse von Eltern behinderter Kinder thematisieren. Zum Beispiel wurden innerhalb der Forschung von Eckert (2001) die Erfahrungen und Bedürfnisse von Eltern befragt, um eine Grundlage für die Planung von familienorientierten Angeboten in der Heilpädagogik zu entwickeln (vgl. Hirschert 2002, 75).

Diesem Thema der Erfahrungen und Bedürfnissen von Eltern behinderter Kinder im Übergang zur Frage nach Hilfsangeboten und dem Zugang zu solchen weiter folgend, kann in diesem Kontext des Interesses für elterliche Bedürfnisse auf Forschungen von Häußler, Wacker und Wetzler (1996) hingewiesen werden, die sich vor allem mit der Lebenssituation von Menschen mit Behinderung in privaten Haushalten auseinandersetzen. Die Autoren sind zu dem Ergebnis gekommen, dass der Bekanntheitsgrad von offenen Hilfen ausgebaut werden sollte (vgl. Hirschert 2002, 76f).

Die Untersuchungen von Engelbert (1999) beschäftigten sich ebenfalls mit den Bedingungen und Folgen der Nutzung von Hilfen für behinderte Kinder (ebd.). Die Forschungsgruppe kam zu dem Ergebnis, dass im Allgemeinen der Informationsstand über Dienstleistungsangebote mit dem Bildungsgrad und der Berufsposition der Eltern zunimmt (vgl. Hirschert 2002, 78).

Durch nicht vorhandene Hilfen sind Eltern immer wieder mit Belastungen konfrontiert. Weiss (2010) kommt durch die Arbeit von Engelbert (1999) zur Erkenntnis, dass ein bedeutsamer Belastungsfaktor zu Problemen, die sich für die Eltern mit Fragen der Inanspruchnahme von Hilfe- und Unterstützungsleistung durch den Staat und Gesellschaft, führt (vgl. Fries/Helfer 2010, 298).

Aus der Studie „Belastungen im Leben von Eltern mit behinderten Kindern“ von Fries und Helfer (2010) lässt sich festhalten, dass belastende Faktoren in zwei Gruppen aufgeteilt werden können. Zum einen ist dies der Umgang mit der Behinderung des Kindes. Im Konkreten geht es um die Akzeptanz der Behinderung, Unsicherheiten im Umgang mit der Behinderung, Hilflosigkeit, Angst vor Rückschritten, Probleme des Kindes mit der Behinderung (Fries/ Helfer 2010, 305). Zum anderen ist es die Belastungen, die eine Familie mit der Gesellschaft erlebt. Als Kriterien der Belastungen durch die Gesellschaft werden mangelnde Anteilnahmen der Umwelt, fehlendes Verständnis für das behinderte Kind, Abwertung des Kindes durch Ausgrenzung, Diskriminierung der Eltern und

ungenügende Informationsmöglichkeiten bezüglich der Förderung des Kindes, aufgeführt (ebd.).

Bei einer älteren, jedoch erwähnenswerten, Untersuchung von Schatz et al. (1981) wiesen die Ergebnisse auf einen reduzierten Personenkreis im Umkreis der Familie und verringerte Anteilnahme an der Gesellschaft hin. (vgl. Schubert 1987, 25) Bei der Studie von Pruzan et al. (1981) werden Belastungen der Familien untersucht, die durch Hilfen von der Öffentlichkeit verringert werden können (ebd.).

Kniel (1988) stellt fest, dass nicht die Wohnverhältnisse, die Merkmale der Behinderung des Kindes oder das Einkommen die Intensität der Belastungen bestimmen, sondern inwiefern sich das soziale Umfeld und institutionelle Hilfen bei den Familien einbringen und diese unterstützen. (vgl. Thimm 1997, 250)

Bei den verschiedensten englischsprachigen Fachzeitschriften wurden aktuelle Forschungen aufgezeigt. Um die Forschungsgruppe von Traustadottir und Johnson (2000) legte ein internationales Forschungsprojekt über Frauen an, wie diese mit ihrer intellektuellen Beeinträchtigung leben, an. Untersuchungen wurden in Australien, Tschechien, England, Island, Neuseeland, Norwegen, Slowakei und den USA gemacht. (vgl. Traustadottir/ Johnson 2000, 492) Im Mittelpunkt dieser Forschung stand die Zugehörigkeit und Teilhabe der Frauen als Bestandteil der Familie, der Partnerschaft und der Gesellschaft. (vgl. ebd.)

Caples und Sweeney (2010) haben etwas anderes in den Blick ihrer Forschung genommen. Der Schwerpunkt lag bei den komplexen Zugangsbarrieren die Eltern erfahren, wenn sie Dienstleistungen wie Gesundheit, soziale Betreuung und Erholung für sich und ihr Kind in Anspruch nehmen wollen. (vgl. Caples/ Sweeney 2010, 64)

1.2 Charakterisierung

„Forschung im Bereich der Heilpädagogik sollte stets einen Beitrag zur Überwindung von Missständen und zur Verbesserung von Lebensqualität behinderter, benachteiligter oder marginalisierter Personen leisten“ (Kulig/ Theunissen 2010, 197).

Komplex gestaltet sich die Frage nach den Auswirkungen der Beeinträchtigung auf die jeweiligen Aktivitäten der betroffenen Person. Es muss zu keinen gravierenden Aktivitätseinschränkungen kommen, wenn das Kind bereits früh Unterstützung angeboten bekommt und es die Chance einer individuell angemessenen Umweltgestaltung erhält. Die Einschränkungen begründen sich oft durch mangelndes Verständnis und einem geringen Einfühlungs- und Vorstellungsvermögen der Umwelt. Das Spannungsfeld Familie und Gesellschaft macht darauf aufmerksam, dass sich eine Behinderung erst im sozialen Umfeld bemerkbar macht. Ein Erfahrungsbericht seitens der Eltern lautet wie folgt:

„Es ist wirklich schwierig, ein behindertes Kind zu haben, weil es so schwer ist, der Umwelt gegenüberzutreten, ohne Schaden zu nehmen. Man wird abfällig betrachtet, hinter dem Rücken wird getuschelt. Es ist sehr schwer, sich normal zu verhalten. Es gehören Selbstbewusstsein und Aufgeklärtheit dazu. Ich konnte es nicht von Anfang an und habe es erst lernen müssen. Viele Eltern schaffen es nicht“ (Beuys 1993, 87).

Dieser Bericht verdeutlicht beispielhaft das subjektive Erleben von Eltern, das bislang in die Forschung noch wenig Eingang gefunden hat, wie Wacker betont, konnten noch keine grundlegenden Analysen zum Erleben von Teilhabe- und Auschluss Erfahrungen des Subjektes gemacht werden. (vgl. Wacker et. al. 2005)

Nach Akkermann; Krauledat und Thimm (1997) ging es früher um das Kind an sich und seine individuellen Bedürfnisse im Familienalltag. Heute aber kann festgestellt werden, dass zunehmend die Frage nach den Konsequenzen der Behinderung für die Familie als System, nach Belastungen und Bedürfnissen ihrer einzelnen Personen als auch die inner- und außerfamiliär beeinflussenden Faktoren in den Mittelpunkt treten (ebd., 243).

Die Autoren Biewer, Fasching und König (2009) betonen, dass bislang noch kaum die sozialen Dimensionen bei den Barrieren von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung im öffentlichen Raum betrachtet wurden (ebd., 395).

Es gibt in der Gesellschaft unterschiedliche Reaktionsformen gegenüber Menschen mit einer Behinderung, die auch Eltern betroffener Kindern als starke Belastung erleben (vgl.

Beuys 1993, 87). Die negativen Einstellungen und ablehnenden Verhaltensweisen erlebt nicht nur der betroffene Mensch mit Behinderung, „sondern auch gegenüber ihren Angehörigen und gegenüber denjenigen Institutionen, die sich auf die Arbeit mit und für Behinderte spezialisiert haben“ (Engelbert 1999, 21).

Die Eltern eines Kindes mit Behinderung sind auch Mitglieder der Gesellschaft, die jedoch darum bemüht sind negative Tendenzen zu unterdrücken oder nicht zu offenbaren (vgl. Cloerkes 2007, 283). Der laut Hinze (1993) erkennbare Wunsch der Eltern, dass die Behinderung ihres Kindes nicht sichtbar sein sollte, kann wahrscheinlich mit den negativen sozialen Reaktionen der Mitmenschen bei der Sichtbarkeit einer Behinderung in Zusammenhang gebracht werden (vgl. Cloerkes 2007, 300), denn je sichtbarer eine Behinderung ist, desto negativer gestalten sich Interaktionsprozesse zwischen Menschen mit und ohne Behinderung.

Klauss (1999) geht davon aus, dass ein unempfindlicher Umgang seitens der Eltern gegenüber negativen Umweltreaktionen eine Entlastung darstellt, wenngleich die damit verbundenen Anstrengungen als erschwerend anzusehen sind. Als weitere Belastung kommt häufig hinzu, dass sich Eltern eines Kindes mit Behinderung im Alltag vor anderen Menschen, die negativ behaftete Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderung haben, rechtfertigen müssen (vgl. Eckert 2002, 31). Durch die häufige Konfrontation mit negativen Umweltreaktionen besteht die Gefahr, dass sich die Familie von sozialen Beziehungen zurückzieht und sich verstärkt von der Gesellschaft isoliert (vgl. Cloerkes 2007, 300).

Die Vielfalt der entwicklungsfördernden Lebenswelt sind wechselseitige Beziehungen mit Akzeptanz und Teilhabe, um möglichst seine eigenen Ziele zu verwirklichen (vgl. Speck 2008, 289).

„Menschliche Entwicklungs- und Erziehungsprozesse werden entscheidend von den Lebensbereichen, in denen die sich entwickelnde Person lebt, und von den Verbindungen zwischen verschiedenen Lebensbereichen, an denen diese Personen Anteil hat, oder von denen sie indirekt abhängig ist, bestimmt. Zu den wichtigsten Lebensbereichen für ein Kind gehört seine Familie“ (Speck 2008, 464).

1.3 Kommentierung der Forschungsfrage

Nach Eckert (2002, 29) suchen die Familien von Kindern mit Behinderung immer wieder ganz unterschiedlich Kontakte zu anderen Personen. Diese Kontakte wirken auf das Familienleben ein und werden in diesem Zusammenhang als soziale Netzwerke benannt, die als Einfluss- und Stützfunktionen der Familie fungieren. (vgl. Fries/ Helfer 2010, 310)

„Hinzu kommt der unterstützende Charakter, den professionelle Angebote auch bei der Gestaltung sowohl der primären Netzwerke, wie der Familie und Verwandtschaft und Freunde, als auch der sekundären Netzwerke, Vereine und Organisationen durch Beratungs- und Entlastungsangebote sowie die Bereitstellung von Selbsthilfegruppen bilden können.“ (Eckert 2007, 45).

Eckert (2007, 44) stellte einen Bedeutungsgewinn des tertiären Netzwerkes, wie Lehrer, Therapeuten, Ärzten oder Beratungsstellen, fest. Der Autor merkt in diesem Kontext an:

„Vielfach stellt gerade die bewusste reflektierte und positive Gestaltung der Beziehungen zu den tertiären Netzwerken für Eltern mit einem behinderten Kind ein besonderes Bedürfnis dar“ (Eckert 2002).

Das tertiäre Netzwerk hat eine große Bedeutung für die Entwicklung des Kindes und auch das Aufgehobensein der Eltern auf dem Lebensweg. (vgl. ebd. 2007, 45)

Daraus können nun die zentralen Forschungsfragen abgeleitet werden, die wie folgt lauten:

Welche Kontakte werden im inner- und außerfamiliären Umfeld von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung erlebt?

Welche Partizipationserfahrungen von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung werden in den verschiedensten Lebensbereichen beschrieben?

Weitere Forschungsfragen sind:

Können gesammelte als auch unterbliebene Partizipationserfahrungen der Personen aufgezeigt werden?

Wo finden soziale Kontakte statt, die entweder unterstützend oder hemmend sind?

1.4 Relevanz für die Disziplin

Zum Thema sind unterschiedlichste Beiträge mit verschiedensten Zugangsweisen, Perspektiven, Schwerpunktsetzungen, methodischen Vorgängen und Zielsetzungen in der Literatur zu finden. Dabei fällt, wie bereits eingeführt, im Diskurs Folgendes auf:

„Innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses läßt sich ein Perspektivenwechsel erkennen: Ging es zunächst um eine Betrachtung des behinderten Kindes und seine besonderen Bedürfnisse im familiären Lebensalltag, so tritt zunehmend die Frage nach den Konsequenzen der Behinderung für die Familie als System, nach Belastungen und Bedürfnissen ihrer einzelnen Mitglieder sowie inner- und außerfamiliär ablaufenden Prozessen und beeinflussenden Faktoren in der Vordergrund“ (Akkermann/ Krauledat/ Thimm 1997, 243).

Der soziale Aspekt der Behinderung definiert, wie die Gesellschaft sich der Gruppe von Menschen mit Behinderung gegenüber verhält (vgl. Ermert 1994, 70). Die Last der Behinderung für seine Umwelt, wird durch zwei Tatsachen bestimmt. Zum einen müssen die Eltern ihr eigenes Lebenskonzept grundlegend ändern und zum anderen werden die Lebensgewohnheiten radikal umgestellt (vgl. ebd., 71).

Die Schwierigkeit besteht darin, dass nicht von „den Menschen mit Behinderung“ in Form einer Gruppe ausgegangen werden kann, sondern dass bei jedem Menschen die sozialen Reaktionen individuell verschieden sind (Fornfeld 2004, 45).

„Selbstbestimmung, Chancengleichheit und Teilhabe an allen Lebensbereichen sind die Ziele, die zweckgerichtet in die Beschreibung menschlichen Behindertseins eingehen soll“ (Bleidick 1999, 15 zit. n. Fornfeld 2004, 47).

Die Zielsetzung des Forschungsprojektes und auch der vorliegenden Arbeit ist es, die subjektiven Partizipationserfahrungen von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung zu erfassen und zu beschreiben. (vgl. Biewer/ Fasching/ Koenig 2009, 396)

2 Definition zentraler Begriffe

An dieser Stelle werden die unterschiedlichen zugrunde liegenden Begriffe dargestellt und deren Verständnis innerhalb der Diplomarbeit erklärt. Leitend dabei ist der Begriff der Behinderung, wobei im Kommenden im Speziellen auf die Unterscheidung zwischen geistiger Behinderung und intellektueller Beeinträchtigung eingegangen werden soll. Darüber hinaus gilt es in diesem Zusammenhang sowohl auf Ursachen einer intellektuellen Beeinträchtigung als auch auf Definitionen nach dem österreichischen Recht hinzuweisen. Die Darstellungen zum Begriff der Behinderung werden zu Beginn aufgezeigt und anschließend wird auf Beeinträchtigungen als soziale Kategorien eingegangen.

Neben dem Begriff der Behinderung ist nun auch der der Partizipation leitend. Dabei ist einerseits auf die Charakterisierung durch die ICF zu verweisen als auch auf die Frage nach Bedingungen und Möglichkeiten einer Teilhabe am Leben in der Gesellschaft.

2.1 Behinderung

Behinderung ist zu einem zentralen Begriff geworden, jedoch kann die Definition und die allgemeingültige Bestimmung als erschwert angesehen werden. Laut Fornfeldt (2004) liegt die Schwierigkeit einer endgültigen Bestimmung des Begriffes in den verschiedensten Auftretungsmöglichkeiten von Behinderung. Es kann nicht von dem Menschen mit Behinderung gesprochen werden (ebd., 45)

Auf die hier angesprochene Problematik der Begriffsbestimmung bzw. die Begriffsdiskussion kommen auch Neubert und Cloerkes zu sprechen, wenn sie darauf verweisen, dass dem Konstrukt der Behinderung eine Bewertung innewohnt. Wortwörtlich heißt es:

„Eine Behinderung ist ein Merkmal im körperlichen, geistigen und psychischen Bereich, das erstens Spontanreaktionen oder Aufmerksamkeit hervorruft (manifeste Andersartigkeit) und dem zweitens ein entschieden negativer Wert zugeschrieben wird. Oder kurz: Behinderung ist eine manifeste Andersartigkeit, der allgemein ein entschieden negativer Wert

zugeschrieben wird. Sobald eine negative Bewertung vorliegt, ist natürlich auch bereits von manifester Andersartigkeit zu sprechen, denn Bewertung impliziert vorausgegangene Aufmerksamkeit. Ausgehend von diesem Behinderungsbegriff läßt sich auch der Begriff „Behinderte“ definieren: Behinderte sind Menschen mit einer Behinderung“ (Neubert/Cloerkes 1987,35 zit. n. Bleidick 1999, 13).

Dabei unterliegen der Begriff selbst als auch die damit in Zusammenhang stehenden Bewertungen einem beständigen Wandel, die unter anderem an Entwicklungsprozessen des Schulwesens wie der Schaffung von Hilfsklassen, der Regelung für das Sonderschulwesen bis hin zur Einführung des Begriffs des sogenannten „sonderpädagogischen Förderbedarfs“ mit Änderung des Schulpflichtgesetzes 1993 ihren Ausdruck finden. Auf diesen Umstand spielen auch Bleidick und Ellger-Rüttgardt an, wenn sie mit der Unterstützung der Worte Bläsigs schreiben:

„Ebenso wandeln sich, im geschichtlichen Rückblick, die sozialen Konstruktionen „vom Krüppel über den Behinderten zum Rehabilitanden“ (Bläsig 1967,9 zit. n. Bleidick u.a. 2008, 96f).

In der Diskussion um den Begriff der Behinderung stellen sich schließlich Fragen wie: Was ist eine Behinderung? Wer ist behindert? Wer wird von wem behindert?

Im pädagogischen Kontext erscheint eine Definition dabei, wie eingangs erwähnt, schwierig und so finden sich auch zahlreiche Vorschläge zum Behindertenbegriff innerhalb der Pädagogik. Auf die Problematik weist dabei unter anderem wiederum Bleidick hin, wenn er in Anlehnung an Lindmeier (1993) festhält:

„Demnach ist es nicht möglich zu sagen, was „Behinderung“ ist, sondern nur, was von lebensweltorientierten Überzeugungsmustern her für Behindertsein gehalten wird. Behinderung ist eine Konstruktion, die die Frage „Phänomen oder Faktum“ nur rhetorisch stellt“ (Bleidick 1999, 21).

Und weiter heißt es im Text von Bleidick (1999), dass Behinderung etwas individuelles ist und der Defekt steckt in einer Person. Die Behinderung und die daraus resultierende Benachteiligung werden vom Individuum selbst betrachtet (ebd.,29)

Der hier angesprochene „Defekt der Person“ wird dabei wie Bleidick betont als Schicksal betrachtet, wobei nicht die Behinderung im Vordergrund steht, sondern die Auswirkungen auf die Bildung und Erziehung von Interesse sind (vgl. ebd., 95).

Anstelle des Begriffes „geistige Behinderung“ wird in der Arbeit nun der Begriff „intellektuelle Beeinträchtigung“ verwendet. Gefolgt werden kann dabei der Argumentation von Weber (1997), dass der Austausch des Begriffes die Beeinträchtigung der intellektuellen Funktionen verdeutlicht (vgl. ebd., 14).

Diese Beeinträchtigung weiter beschreibend, nimmt Weber nun auf Einschränkungen und Fertigkeiten Bezug und verdeutlicht dabei, dass der Begriff der geistigen Behinderung „zu breit“ formuliert ist. Konkret heißt es bei Weber:

„Die Einschränkungen beziehen sich vor allem auf die Bereiche der abstrakt-analytischen und begrifflichen Intelligenz und den hiermit verbundenen mehr oder weniger stark ausgeprägten Schwierigkeiten und Begrenzungen in der Aneignung von Fertigkeiten wie z. B. dem Generalisierungsvermögen, dem abstrakt-logischen Denken, dem Vorstellungsvermögen, der Strategieentwicklung und der Strategiebefolgung. Demgegenüber entwickeln Menschen mit intellektueller Behinderung unter normalisierten Bedingungen und häufig graduell zum Schweregrad der intellektuellen Behinderung größere Fertigkeiten in sozialen Kompetenzen. Dies betrifft nicht nur die Bereiche des zwischenmenschlichen Kontaktes, sondern trifft auch auf die Entwicklung von beruflichen Fertigkeiten und auf die Entwicklung von persönlichen Interessen zu. Insofern erscheint der Begriff geistige Behinderung als zu breit für das besprochene Erscheinungsbild und im Hinblick auf den heutigen Kenntnisstand als nicht mehr korrekt“ (Weber 1997, 14f).

Die Überlegungen abschließend und resümierend hält Weber (1997) im Anschluss fest, dass der Begriff der intellektuellen Behinderung keine einheitliche Kategorie darstellt, um sich weiterhin um eine Klärung des Begriffes zu bemühen, sondern wird als biologische Ursache, von der Umwelt und der Unterstützung gekennzeichnet (vgl. ebd., 17-21).

Dabei verweist Weber auf mehrere Aspekte, die bei Versuchen der Charakterisierung und Begriffsdefinition zu beachten sind und verwiesen wird im Besonderen auf die Wechselwirkung, die zwischen den einzelnen Fähigkeiten, Einschränkungen und Unterstützungsmaßnahmen bestehen.

Um nun weiterhin eine Annäherung an die Begrifflichkeit der intellektuellen Beeinträchtigung nachzugehen, nachstehend eine Formulierung von Kniel und Windisch, die die Perspektive der WHO einnehmen und auf Aspekte der Schädigung, aber auch Aspekte der Benachteiligung aufgreifen. Bei Kniel und Windisch schließlich heißt es:

„Im Blick auf Menschen mit geistiger Behinderung folgt aus der WHO-Perspektive, dass es sich bei ihnen um Personen mit unterschiedlichen physischen oder psychosozialen Schädigungen (hirnorganische Schädigungen, Trisomie 21, soziale Deprivation usw.) handelt, die ihre individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten wie etwa Lesen oder Rechnen bzw. den Umgang mit Geld einschränken. Damit gehen in den jeweiligen Lebensphasen und -bereichen häufig soziale Benachteiligungen, wie z.B. fehlende Wahlmöglichkeiten beim Schulbesuch, fehlende Möglichkeiten für eine berufliche Qualifikation und Beschränkung der Arbeitsmöglichkeiten auf die Werkstatt für Behinderte einher“ (Kniel/Windisch 2005, 16f).

Ebenfalls bei Kniel und Windisch findet sich der Verweis auf die American Association of Mental Retardation (AAMR), die den Begriff der geistigen Behinderung in dreifacher Weise zu beschreiben versucht, denn diese kann durch unterdurchschnittliche Intelligenz, Minderung bei der Selbstständigkeit und Auftreten der Behinderung bis zum 18. Lebensjahr aufgezeigt werden (vgl. Kniel/Windisch 2005, 17f).

Zur Sprache kommen also auch hier unterschiedliche Sichtweisen auf die Art der Beeinträchtigung, indem auf die Bereiche der Intelligenz und des Verhaltens sowie auf die geistige Entwicklung Bezug genommen wird. Schließlich bedenken auch Kniel und Windisch in ihrem Begriffsverständnis mehrere Dimensionen, wobei sie Menschen mit Beeinträchtigung auch in ihrer Verschiedenartigkeit wahrgenommen wissen wollen und auf soziale Gesichtspunkte und Angelegenheiten des täglichen Lebens verweisen. Kniel und Windisch (2005) sind für ein aufgeklärtes Verständnis der Behinderung, das sich auf die Sichtweise der WHO anlehnt und die subjektive Perspektive der Kompetenzen als relevant erscheint. Denn dann werden die Fähigkeiten und nicht die Defizite des Menschen mit Beeinträchtigung in den Mittelpunkt gestellt (vgl. ebd., 18).

Dabei fordern Kniel und Windisch in diesem Zusammenhang bzw. folgen sie dem

Normalisierungsprinzip und dem Gedanken, dass auch Menschen mit Behinderung die Möglichkeit haben sollen, ein möglichst normales Leben führen zu können. Menschen mit Beeinträchtigung werden dabei von den Autoren in den Kontext eines Selbstbestimmten Lebens eingesetzt, wobei sie ihren Gedanken wie folgt formulieren:

„Das Selbstbestimmt-Leben-Modell ist ohne die Independent-Living-Bewegung (Unabhängig-Leben-Bewegung) undenkbar, in der sich international in erster Linie körperbehinderte und sehgeschädigte Menschen zusammengeschlossen haben, um ihre Bedürfnisse, Interessen und Rechte zu vertreten. Wie im Normalisierungsprinzip angelegt, proklamiert es in radikaler Weise die Kontrolle über das eigene Leben und die Gestaltung des Alltags (Wohnen, Arbeit usw.) sowie gesellschaftliche Teilhabe gegenüber Fremdbestimmung“ (Kniel/Windisch 2005, 19).

Zurückkommend auf den Versuch einer Definition von Menschen mit Behinderung, noch eine Beschreibung von Bleidick:

„Als behindert gelten Personen, die infolge einer Schädigung ihrer körperlichen, geistigen oder seelischen Funktionen soweit beeinträchtigt sind, daß ihre unmittelbaren Lebensverrichtungen oder ihre Teilhabe am Leben der Gesellschaft erschwert werden“ (Bleidick 1999, 15, zit. n. Cloerkes 2001, 4).

Bei Bleidick (1999) gelten Menschen mit Behinderung als Personen, die eine Schädigung aufweisen, was der Autor in seiner Definition von Behinderung noch einmal festhält, dass die Behinderung als eine Folge von organischen Schädigungen betrachtet werden muss. Jedoch sollte Behinderung individuell angesehen werden. Behinderung ist nicht nur eine körperliche Schädigung, sondern weist auch die soziale Dimension der Teilhabeerfahrungen in der Gesellschaft (vgl. Bleidick 1999, 15 zit. n. Fornefeld 2004, 46).

Zusammenfassend werden in dieser Charakterisierung sowohl die Schädigung der Personen als auch die Auswirkungen, die diese im alltäglichen Lebensvollzug und der Teilhabe an der Gesellschaft haben. Dazu kommt die Dimension der Teilhabe.

In anderer Form kommt Cloerkes auf den Aspekt der Schädigung bzw. der Abweichung zu sprechen, da er auf das „Normale“ Bezug nimmt und definierte Erwartungen in seine

Überlegungen miteinbezieht. Dabei kommt auch Cloerkes in seinem Definitionsversuch auf die bereits eingangs erwähnte negative Konnotation zu sprechen, wenn er schreibt:

„Eine Behinderung ist eine dauerhafte und sichtbare Abweichung im körperlichen, geistigen oder seelischen Bereich, der allgemein ein entschieden negativer Wert zugeschrieben wird. „Dauerhaftigkeit“ unterscheidet von Krankheit. „Sichtbarkeit“ ist im weitesten Sinne das „Wissen“ anderer Menschen um die Abweichung. Ein Mensch ist „behindert“, wenn erstens eine unerwünschte Abweichung von wie auch immer definierten Erwartungen vorliegt und wenn zweitens deshalb die soziale Reaktion auf ihn negativ ist“ (Cloerkes 1988, 87 zit. n. Cloerkes 2001, 7).

Es wird deutlich gemacht, dass die Behinderung eines Menschen nicht für eine Eigenschaft der Person steht, sondern zum Leben des Einzelnen dazugehört und sich verändern lässt, umso gefestigter das soziale Netz vorhanden ist (vgl. Fornfeld 2004, 46).

Abschließend sei noch auf Speck (1999) verwiesen, der den Begriff Behinderung auf den Aspekt der Hilfe zur Selbsthilfe bezieht und dessen Sichtweise im folgenden Kapitel, indem die Begriffe geistige Behinderung und intellektuelle Beeinträchtigung gegenübergestellt werden, näher erläutert werden soll. Speck nimmt an, dass geistige Behinderung ein Aspekt in der Menschheit darstellt. In der pädagogischen Sichtweise sollte der Schwerpunkt auf die individuellen Bedürfnisse und Möglichkeiten des Menschen liegen um soziale Bedingungen zu schaffen, dass eine Verbesserung in der Lebenssituation vermerkt werden kann (vgl. ebd. zit. n. Fornfeld 2004, 75).

2.1.1 Geistige Behinderung vs. intellektueller Beeinträchtigung

Der Begriff geistige Behinderung steht für einen unklaren, aber weiterhin gebräuchlichen Ausdruck in der Literatur und im Ausdruck der Gesellschaft. (vgl. Speck 2007, 136)

Der Terminus bezeichnet Menschen, bei denen komplexe Dysfunktionen der hirneuralen Systeme festgestellt werden, die Schwierigkeiten haben ihr Leben selbstständig zu führen und deshalb auf Unterstützung in ihrem ganzen Leben angewiesen sind. (vgl. ebd.) Das Problem des Begriffes liegt nicht im Wortinhalt, sondern vielmehr in seiner Funktion. Dies

kann dazu führen, dass der angesprochene Personenkreis durch die Gesellschaft sozial abgewertet, benachteiligt und ausgeschlossen wird. Deshalb wird versucht einen Ersatzbegriff zu finden. Der Begriff „geistige Behinderung“ wurde 1958 das erste Mal bei der Gründung des Elternvereines für das geistig behinderte Kind vorgestellt. Jedoch wurde der Begriff in Frage gestellt, weil die soziale Eingliederung nicht in dem gehofften Ausmaß stattgefunden hat. (vgl. ebd.)

Der Ausdruck „geistige Behinderung“ steht für einen komplexen Sachverhalt und beinhaltet eine Bandbreite an verschiedene Dimensionen und Aspekte. Der Bezug ist nicht nur auf die psycho-physische Schädigung des Gehirns, sondern auf den gesamten Entwicklungsprozess bezogen. Ausgangspunkt für die Bezeichnung liegt in der biologisch-organischen Beeinträchtigung, die klinische Syndrome bzw. Hirnschädigungen sein können. Diese entstehen in der Entwicklung des Menschen pränatal, perinatal oder postnatal. Der Schweregrad der Hirnschädigung ist entscheidend für die Weiterentwicklung des Menschen, aber es hängt auch von den individuellen und externen sozialen Entwicklungen beim Aufwachsen der Person ab. (vgl. Speck 2007, 137)

Der Terminus geistige Behinderung wird oftmals von den Betroffenen als abschätzend und diskriminierend eingeschätzt. Den Begriff Behinderung zu konkretisieren ist schwierig, weil dann von einer endgültigen und feststehenden Definition zu sprechen ist. (vgl. Speck 2005, 43) Speck weist darauf hin, dass Behinderung von Person zu Person ganz individuell auftritt und daher nicht von der exakten Art von Behinderung gesprochen werden kann. (vgl. Speck 2005, 48) Auch spricht Speck von keinem fixen Zustand der Behinderung, sondern diese entwickelt und verändert sich mit einer fortlaufenden Wechselwirkung mit der Umwelt. (vgl. Speck 2005, 69)

Der Mensch mit Behinderung wird durch die Umwelt behindert (vgl. Speck 2005, 69) und wird immer am Normalen gemessen.

„Tritt eine Person mit einem oder mehreren Merkmalen in der Kommunikation oder Interaktion so in Erscheinung, dass sie in den Augen eines anderen Menschen seinen und/oder gesellschaftlichen Normvorstellungen nicht entspricht, wird sie, wenn es sich um körperliche oder intellektuelle Funktionseinschränkungen oder Auffälligkeiten handelt, als behindert definiert“ (Theunissen 2005, 12).

Nachdem die ICF veröffentlicht wurde, konnte vom Menschen mit Behinderung gesprochen werden, bei dem die organischen Defekte nicht im Vordergrund gestanden sind, sondern der Mensch mit seinen Fähigkeiten.

Der Begriff Beeinträchtigung wird geschichtlich auch verschieden dargestellt und kontrovers eingesetzt. (vgl. Kniel/Windisch 2005, 16)

Der Begriff intellektuelle Beeinträchtigung wird jedoch noch häufig in der Literatur mit dem Begriff geistige Behinderung zu finden sein. Im Rahmen der Arbeit und in Anlehnung an das FWF-Forschungsprojekt wird der Begriff intellektuelle Beeinträchtigung bzw. Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung vorgezogen. Dieser bezieht sich auf die Personengruppe

„deren kognitive Leistungsfähigkeit in Kombination mit unzureichenden Anpassungsverhalten zu lebenslangen Unterstützungsbedarf führt“ (Biewer/Fasching/Koenig 2009, 392).

2.1.2 Ursachen einer intellektuellen Beeinträchtigung

Die grundsätzlichen Faktoren einer geistigen Behinderung bzw. einer intellektuellen Beeinträchtigung sind sehr vielfältig und können durch den Zeitpunkt der Hirnschädigung unterteilt werden. Die Ursachen werden zwischen drei Zeitpunkten, pränatal, perinatal und postnatal, unterschieden.

Die pränatale Schädigung kann in vererbten Gendefekten sowie Fehlbildungen und Verzögerungen des Nervensystems zurückgeführt werden und löst eine intellektuelle Beeinträchtigung aus. Benannt werden können in diesem Zusammenhang: Erbgutveränderungen, Stoffwechselstörungen die pränatale Hirnstörungen verursachen, infektiöse Erkrankungen des Fetus, Erkrankung der Mutter wie Rötelinfection, Strahlen und Chemikalien aus der Umwelt, übermäßiger Nikotin-,Alkohol- und/oder Koffeinkonsum, Einnahme schädigender Medikamente, Mangelernährung in der Schwangerschaft, erhöhtes Alter der Eltern und psychische Einflüsse wie Stresssituationen. (vgl. Seidel 2006, 163)

Perinatal Schädigungen finden zwischen dem Beginn des Geburtsvorgangs und dem zehnten Lebenstag statt. Dazu zählen Geburtsverletzungen wie Blutungen im Kopf des Kindes durch eine Verschiebung des Schädelknochens oder auch Sauerstoffmangel während der Geburt. Auch Saug-, Schluck-, und Atemstörungen können Störungen bei Neugeborenen hervorrufen. (vgl. ebd.)

Häufigste Ursache postnataler Schädigungen sind schließlich Infektionen durch Viren, Bakterien oder andere Erreger, die eine Entzündung des Gehirns oder der Gehirnhaut auslösen. Sauerstoffmangel durch eine Krankheit, Unterkühlung, Schädel-Hirn-Trauma, schwere Gelbsucht, Fehlernährung, sehr schlechte soziale und emotionale Bedingungen sowie ein Mangel an stimulierenden Einflüssen. (vgl. ebd.)

2.1.3 Definitonen von Behinderung im österreichischen Recht

Damit die Gleichstellung von Menschen mit Behinderung sichergestellt werden kann, wurde sie in verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen verankert.

„Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden. Die Republik (Bund, Länder und Gemeinden) bekennt sich dazu, die Gleichbehandlung von behinderten und nichtbehinderten Menschen in allen Bereichen des täglichen Lebens zu gewährleisten" (Bundessozialamt 2010).

Die Gleichstellung von Menschen mit Behinderung ist ein Menschenrecht. Regelungen zur Behindertengleichstellung finden sich insbesondere im Bundesbehindertengleichstellungsgesetz (BGStG), welches zur Regelung des Diskriminierungsverbotes im täglichen Leben dient.

In Umsetzung der EU-Rahmenrichtlinie 2000/78/EG wurde in Österreich das Behindertengleichstellungsgesetz geschaffen, das 2006 in Kraft trat, jedoch Übergangsfristen bis ins Jahr 2015 enthält. Im Zentrum des Gesetzes steht ein weit reichendes Diskriminierungsverbot, das nicht nur für behinderte Personen selbst, sondern auch für deren Angehörige, welche die behinderten Personen betreuen, gilt. Unter den Diskriminierungstatbestand fallen unmittelbare und mittelbare Diskriminierung sowie Belästigung. Unter anderen sind es bauliche Barrieren, die eine Diskriminierung darstellen

können und beseitigt werden müssen, wenn dies nicht einen unverhältnismäßig hohen Aufwand darstellt. Es muss alles getan werden, um die Situation für behinderte Personen zu verbessern. Die Betreiber öffentlicher Verkehrsmittel sind z.B. dazu verpflichtet einen Etappenplan zur Entfernung von Barrieren zu erstellen.

Das Behinderteneinstellungsgesetz (BEinstG) regelt darüber hinaus die Bestimmungen über das Diskriminierungsverbot in der Arbeitswelt. Unter anderem bietet dieses Gesetz einen geregelten Schutz bei der Einstellung, beim Entgelt und freiwilligen Sozialleistungen, bei den sonstigen Arbeitsbedingungen, bei der Beendigung des Arbeitsverhältnisses und bei der Mitgliedschaft in Interessensvertretungen. Arbeitgeber sind verpflichtet auf die Interessen von Menschen mit Behinderung Rücksicht zu nehmen.

Nach dem Bundes-Behindertengleichstellungsgesetz (BGStG, BGBl. I Nr. 82/2005) §3 ist eine Behinderung wie folgt definiert:

„Behinderung im Sinne dieses Bundesgesetzes ist die Auswirkung einer nicht nur vorübergehenden körperlichen, geistigen oder psychischen Funktionsbeeinträchtigung oder Beeinträchtigung der Sinnesfunktionen, die geeignet ist, die Teilnahme am Arbeitsleben zu erschweren. Als nicht nur vorübergehend gilt ein Zeitraum von mehr als voraussichtlich sechs Monaten“ (BMASK 2009, 4).

Das Bundes-Behindertengleichstellungsgesetz geht davon aus, dass die Auswirkungen wie die Beschränkung der sozialen Teilhabe die Behinderung ausmacht und nicht die Funktionsbeeinträchtigung. (vgl. BMASK 2009, 3)

Die medizinisch-juristische Definition von Behinderung (wie oben angeführt) ist darüber hinaus im Behinderteneinstellungsgesetz (BEinstG, BGBl. Nr. 22/1970) §3 definiert. Dabei steht ergänzend:

„Modelle und Definitionen von Behinderung sind geprägt von der Haltung der Gesellschaft gegenüber Menschen mit Behinderungen. So wie sich gesellschaftlicher Wandel vollzieht, so wandeln sich auch die Begrifflichkeiten“ (BMASK 2009, 2).

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird erstmals der Begriff Behinderung in den

österreichischen Gesetzen erwähnt. Davor konnte Behinderung, behinderte Menschen oder Menschen mit Behinderungen nicht in den österreichischen Rechten vorgefunden werden. Der Begriff Behinderung wird im Bundesrecht zum ersten Mal im Bereich der Schule benutzt, um spezielle Regelungen für Kinder mit physischen oder psychischen Störungen zu finden. Viele Definitionen im Rahmen der Behindertenpolitik basieren auf einem medizinischen Ansatz. Die neueren Modelle nehmen die gesellschaftlichen und umweltbedingten Faktoren in den Mittelpunkt und der medizinische Ansatz ist nur zweitrangig. (vgl. BMASK 2009, 2f)

Die Chancen auf Selbstbestimmung und Teilhabe an der Gesellschaft ist bei Menschen mit Lernbehinderungen bzw. psychischen Beeinträchtigungen nicht vorzufinden. Menschen mit Lernschwierigkeiten werden zu wenig im Wohnen von Einrichtungen oder auch bei der persönlichen Assistenz gefragt. Auch werden sie vom Staat zu wenig in der Pflegestufe eingegliedert und können somit die benötigte Unterstützungsleistung nicht bezahlen. (vgl. BMASK 2010, 30f)

Verschiedenste Behindertenorganisationen üben Kritik über die Entscheidungsfreiheit von Menschen mit Lernbehinderungen, weil diese oft nicht selber bestimmen können, wo und mit wem sie zusammen leben wollen. (vgl. BMASK 2010, 35)

Während aus der deutschen Sozialgesetzgebung die medizinisch-juristische Definition von Behinderung lautet, dass Menschen mit Behinderung diejenigen sind, „die nicht nur vorübergehend körperlich, geistig oder seelisch wesentlich behindert sind“ (BSHG 1999, zit. n. Cloerkes 2007, 4) und sich „ausschließlich an der funktionalen Beeinträchtigung“ (Cloerkes 2007, 4) orientieren, werden bei pädagogischen Definitionen die sozialen Komponenten mit einbezogen.

Es wurde explizit im vierten Familienbericht 1999 auf die besondere Situation von Familien mit behinderten Kindern in Österreich hingewiesen, sowie auf den Umstand, wie wichtig die Integration in die Gesellschaft für das Kind mit Behinderung ist bzw. welche speziellen Unterstützungsmöglichkeiten es gibt (Eckert 2007, 40). Innerhalb der Gesellschaft haben nur wenige alltäglich mit Menschen mit einer Behinderung zu tun, daher kann davon ausgegangen werden, dass die betroffenen Eltern vor der Geburt ihres Kindes mit Behinderung fast keine Berührungspunkte zu Menschen mit Behinderung hatten und daher ihre Vorstellungen durch Unsicherheit, Skepsis und Vorurteile geprägt

sind. Durch die Konfrontation mit der Behinderung des eigenen Kindes eröffnen sich allerdings neue Perspektiven und eine veränderte Gewichtung von den eigenen Lebensinhalten. (Eckert 2007, 42)

2.1.4 Beeinträchtigung als soziale Kategorie

„Behinderung ist nichts Absolutes, sondern erst als soziale Kategorie begreifbar. Nicht der Defekt, die Schädigung, ist ausschlaggebend, sondern die Folgen für das einzelne Individuum“ (Cloerkes 2007, 9).

Die Folgen können in den verschiedenen Lebensbereichen und -situationen auftreten, indem die Behinderung z.B. in Beruf, Schule, Familie oder Freizeit Auswirkungen zeigt. In der Gesellschaft zählt die Leistung, besonders bei der Arbeit. Cloerkes (2007) beschreibt ein Beispiel, in dem eine blinde Telefonistin einen Behinderungsgrad von 100% hat und in ihrem Beruf voll erwerbstätig sein kann, weil in ihrem Beruf die Behinderung nicht zu Tragen kommt. Jedoch der Verlust eines kleinen Fingers, der womöglich für den ausgeübten Beruf relevant ist, wird ein Grad der Behinderung von 10% zugeschrieben. (vgl. ebd., 10)

Die Behinderung eines Menschen ist etwas Dauerhaftes und unterscheidet sich dadurch von einer Krankheit. Ein Mensch gilt als behindert, wenn – wie erwähnt – eine Abweichung im körperlichen, seelischen oder geistigen Bereich festzustellen ist. (vgl. Cloerkes 2007, 8)

Im Teil des Antidiskriminierungsrechtes für behinderte Menschen ist die Sprache von Schutz vor Diskriminierung und Belästigung im Arbeitsleben. Dies nimmt einen wichtigen Teil ein und beschreibt, dass Aufgrund einer Behinderung der Mensch nicht an seinem Arbeitsplatz bei einem Dienstverhältnis unmittelbar oder mittelbar diskriminiert werden darf. (vgl. BMASK 2010, 45)

Bauliche Barrieren führen oftmals ebenfalls zu einer nicht stattfindenden Teilhabe von Menschen mit Behinderungen. Die Zivilgesellschaft führt das auf mangelnde finanzielle Ressourcen und Bewusstseinsbildung innerhalb einer Gesellschaft zurück. (vgl. BMASK

2010, 51)

Kulturelle Veranstaltungen, wie ein Besuch im Theater, können von Menschen mit Behinderung zu einer Hürde werden, weil Angebote unzureichend vorhanden sind. (vgl. BMASK 2010, 51)

2.2 Partizipation

„Nothing about me without me“ (Niehoff 2007a, 249)

Die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung pointierte den Gedanken der Partizipation sehr gut mit diesem Zitat, in dem zum Ausdruck kommen soll, dass Menschen mit geistiger Behinderung durch partizipative Ereignisse sichergestellt wird, dass die Ausgrenzung von Auswahlprozessen und Einflussmöglichkeiten auf Entscheidungen nicht stattfindet. (vgl. ebd.)

Der Begriff Partizipation schließlich beinhaltet nach Hanslmeier-Prockl (2009), dass der Mensch mit Beeinträchtigung an sich in der Gesellschaft Teilhabe erfahren möchte (ebd., 68).

Der Mensch mit intellektueller Beeinträchtigung (im Folgenden kurz: MmiB) möchte Teil der Gesellschaft sein. Allerdings ist ein Ungleichgewicht von Beginn an immer vorhanden, da der Mensch an gesellschaftlichen Prozessen teilnehmen möchte, jedoch Abhängig ist von den Werten und Normen, die in einer Gesellschaft vorzufinden sind. Was Teilhabe schließlich bedeutet formuliert Wacker, die im Besonderen auf das Moment der Mitgestaltung und Mitbestimmung verweist, wenn sie schreibt:

„Teilhabe bedeutet mitmachen, mitgestalten und mitbestimmen beim Zusammenleben aller Bürgerinnen und Bürger - auch, wenn ein Mensch mit Behinderung sehr viel Hilfe braucht. Jede und jeder hat das Recht mittendrin in der Gesellschaft zu leben. Auch eine schwere Behinderung ist kein Grund dafür, ausgeschlossen zu werden“ (Wacker 2005, 9).

Jeder Mensch möchte mittendrin sein und nicht nur mit dabei ohne seine eigene Person mit einwirken zu können.

Die Begriffe Teilhabe, Mitbestimmung und Partizipation werden in der Literatur synonym verwendet (vgl. Niehoff 2007a, 249), und werden auch hier in der gleichen Form übernommen.

2.2.1 Die Bedeutung der Partizipation

„In Bezug auf Menschen mit geistiger Behinderung werden durch Partizipation Beteiligungsprozesse an Entwicklungen und Entscheidungen in Verbänden und Institutionen von Alltagssituationen bis zu strategisch-konzeptionellen Entscheidungen, aber auch darüber hinaus an politischen Sachverhalten beschrieben“ (Niehoff 2007a, 249).

Teilhabe am Leben in der Gesellschaft heißt nicht gleich, dass der MmiB in der Gemeinschaft die benötigten Hilfen, die er braucht, auch erhält um das selbe Leben führen zu können wie Menschen ohne Behinderung. (vgl. Ericsson 2008, 151)

Mit dem Gedanken der Teilhabe muss mehr gearbeitet werden, dies kann sich schon innerhalb des Hilfesystems für Menschen mit Beeinträchtigungen in den Bereichen Kindergarten, Schule, Beruf, Wohnen und Freizeit vollziehen. (vgl. Niehoff 2007b, 339)

Die Bereiche, in denen Partizipation von Bedeutung sind, sind vielseitig. Anfangs wurde der Begriff der Teilhabe im politischen Kontext verwendet als die Einbindung von Menschen mit Behinderungen und Organisationen in politische Prozesse. (vgl. Niehoff 2007a, 249)

Auch in der Soziologie ist der Begriff Partizipation bei der Forschung über Ungleichheit und Lebenslagen von Bedeutung. (vgl. Beck 2009, 212)

2.2.2 Der Begriff Partizipation nach ICF

Auf Hinblick des Partizipationsbegriffes von Menschen mit Behinderung in die ICF (International Classification of Functioning, Disability and Health) hat Behinderung und Gesundheit Anklang in der Heilpädagogik gefunden. Dabei spielt der Aspekt des Individuums mit der Teilnahme und Mitwirkung an gesellschaftlichen Prozessen eine wichtige Rolle. Durch den Begriff Partizipation kommt die Frage auf, wie die Position des

MmiB innerhalb einer Gesellschaft aussehen könnte, wie die Gesellschaft selbst für eine Partizipation des Individuums gestaltet sein muss und wie die Teilhabe und Mitwirkung an der Gesellschaft und an einzelnen Prozessen gestaltet sein müsste, um eine positive Partizipation zu verwirklichen. (vgl. Hollenweger 2006, 55f) Teilhabe wird in diesem Zusammenhang als Koppelung des Individuums an seine Umwelt erklärt.

Besondere Bedeutung erhält der Begriff der Partizipation durch die ICF, die Nachfolgerin der ICIDH (International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps), die im Mai 2001 der Generalversammlung der WHO vorgelegt und angenommen wurde. (vgl. DIMDI 2005, 4)

Wiederum ist die ICIDH von 1980 eine Ergänzung zur ICD, die zum Ziel hatte die Klassifizierung von Krankheiten aufzuzeigen. Bei der ICIDH ging es „um die Beschreibung von Behinderungen als Krankheitsphänomene“ (Biewer 2010, 61).

„Während der Anspruch der ICIDH in der Klassifizierung von Behinderungen als Krankheitsfolgephänomenen bestand, möchte die ICF auch Komponenten von Gesundheit erfassen“ (Biewer 2010, 63). Mit dem ICF wird der gesamte Lebenshintergrund des Menschen mit Behinderung berücksichtigt.

Unter Berücksichtigung des Gesundheitsproblems, Gesundheitsstörung oder Krankheit, eines Menschen werden die folgenden Komponenten definiert:

1. Körperfunktionen und -strukturen
2. Aktivitäten
3. Partizipation oder Teilhabe
4. Umweltfaktoren
5. Personenbezogenen Faktoren

(vgl. Schuntermann 2007, 19; Biewer 2010, 65f)

Die Abbildung 1 zeigt dieses Modell in grafischer Darstellung. Die Pfeile verdeutlichen die Wechselwirkung, die zwischen den einzelnen Komponenten besteht.

Die Erklärung Schuntermann (2007) der Wechselwirkungen der Komponenten des ICF ist, dass die funktionale Gesundheit der Person, Ist-Zustand, als das Ergebnis der Wechselwirkung zwischen der Person mit Gesundheitsproblem und ihren Komponenten wie Körperfunktionen und -strukturen, Aktivitäten und ihre Teilhabe an Lebensbereichen

interpretiert werden kann. (vgl. ebd., 30)



Abbildung 1: Das bio-psycho-soziale Modell der ICF (DIMDI 2005, 23)

Schließlich können zu jeder Komponente positive oder negative Begriffe verwendet werden. (vgl. DIMDI 2005, 16)

Die Körperfunktionen sind die physiologischen Funktionen von Körpersystemen und Körperstrukturen, also die anatomischen Teile des Körpers wie Organe, Gliedmaßen etc. Eine Schädigung liegt dann vor, wenn eine Beeinträchtigung einer Körperfunktion oder -struktur wie z.B. ein Verlust vorliegen. (vgl. DIMDI 2005, 17)

Bei einer Aktivität werden Aufgaben oder Handlungen durch einen Menschen erzeugt. Es kann von einer Beeinträchtigung der Aktivität gesprochen werden, wenn Schwierigkeiten vorliegen eine Aktivität durchzuführen. (vgl. DIMDI 2005, 19)

Bei einem Einbezogenensein in eine Lebenssituation kann von einer Partizipation ausgegangen werden. Diese kann jedoch auch beeinträchtigt sein und ein Einbezogenensein in Lebenssituationen wird nicht erlebt. (vgl. DIMDI 2005, 19)

Der Begriff der Teilhabe wird in den letzten Jahren vermehrt im politischen und gesellschaftlichen, aber auch im heilpädagogischen Rahmen verwendet. (vgl. Hollenweger 2006, 48; Fornefeld 2004, 47)

Die Umweltfaktoren und die personenbezogenen Faktoren sind Kontextfaktoren, die einen Einfluss auf den Menschen mit einem Gesundheitsproblem haben. Die Aspekte der personenbezogenen Faktoren können z.B. Name oder Geburtsdatum der betreffenden

Person sein, die ausschließlich nur mit dem Individuum verknüpft sind. (vgl. Biewer 2010, 66)

Die Umweltfaktoren bilden die materielle und gesellschaftliche Umwelt, in der Menschen leben und ihr Leben gestalten. Diese Faktoren liegen außerhalb des Individuums und können die anderen aufgezählten Komponenten, Partizipation, Aktivitäten und Körperfunktionen und -strukturen, positiv oder negativ beeinflussen. (vgl. DIMDI 2005, 21f)

Auf die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Komponenten und die Komplexität der Beziehungen verweist schließlich auch das folgende Zitat, in dem einzelne Beziehungselemente thematisiert werden.

„Behinderung ist gekennzeichnet als das Ergebnis oder die Folge einer komplexen Beziehung zwischen dem Gesundheitsproblem eines Menschen und seinen personenbezogenen Faktoren einerseits und den externen Faktoren, welche die Umstände repräsentieren, unter denen das Individuum lebt andererseits. Wegen dieser Beziehungen können verschiedene Umweltkonstellationen sehr unterschiedliche Einflüsse auf denselben Menschen mit einem Gesundheitsproblem haben. Eine Umwelt mit Barrieren oder ohne Förderfaktoren wird die Leistung eines Menschen einschränken und andere Umweltbedingungen, die fördernd wirken, können die Leistung verbessern. Die Gesellschaft kann die Leistung eines Menschen beeinträchtigen, weil sie entweder Barrieren schafft (z.B. unzugängliche Gebäude) oder keine Förderfaktoren bereitstellt (z.B. Unverfügbarkeit von Hilfsmitteln)“ (DIMDI 2005, 22).

Es müssen Lösungsschritte gefunden werden, um die Betroffenen mit einzubeziehen bzw. zu einem Teil der Gesellschaft zulassen. Es ist kein personenspezifisches Problem, sondern laut Schuntermann (2007) ein komplexes Geflecht von Bedingungen, die von der Gesellschaft aufgestellt werden. (vgl. ebd., 30)

Da die Kontextfaktoren der Partizipation sowohl als Fähigkeiten oder auch Förderfaktoren zu bezeichnen sind, als auch als Beeinträchtigung bzw. Barrieren angesehen werden können, bietet die ICF eine defizit- und/oder ressourcenorientierte Betrachtungsweise. (vgl. Schuntermann 2007, 67)

2.2.3 Teilhabe am Leben in der Gesellschaft?

Vorweg eine Definition von Partizipation bzw. eine Erinnerung an Begrifflichkeiten, die synonym dazu verwendet werden. Prosetzky folgend erscheint Partizipation

„als so genannter umbrella term in englischer wie deutscher Sprache als ein Sammelsurium, hinter dem sich unterschiedliche und zum Teil widersprüchliche Bedeutungen verbergen. Partizipation wird häufig synonym mit den Begriffen Teilnahme, Teilhabe, Beteiligung oder Mitbestimmung verwendend“ (Prosetzky 2009, 88).

Dabei betont Prosetzky (2009), dass eine Umsetzung der notwendigen Voraussetzungen nicht immer einfach ist. Es werden verschiedenste Voraussetzungen und Bedingungen verlangt und die beteiligten Institutionen verweigern meist eine Umstrukturierung. Die Personen in den Institutionen bestehen auf die gegebenen Strukturen. (vgl. ebd., 94)

Die Partizipationserfahrungen von Menschen mit Behinderung und ihrer Familien vollziehen sich „nach Christian von Ferber (1989) in der Feinstruktur von sozialräumlichen Bedingungen: in den Schulen und Werkstätten, am Arbeitsplatz und in der Wohnumgebung, also in den Gemeinden“ (Beck 2006, 2).

Partizipation wird bei demokratisch-politischen Prozessen als Einbindung von Personen beschrieben. Bei Menschen mit Behinderung ist es von Wichtigkeit, die Teilhabe an der Gesellschaft zu gewährleisten (vgl. Theunissen / Kulig / Schirbort 2007, 249). Um ein wertvolles, positives Leben in der Gesellschaft führen zu können, muss nicht die individuelle Beeinträchtigung beseitigt werden, sondern die Diskriminierung und Ausgrenzung der Person (vgl. ebd.).

Nach Franz und Beck (2007) haben Menschen mit Behinderung reduzierte und nicht gleichberechtigte Chancen an der Teilhabe von sozialen Beziehungen und gesellschaftlichen Handlungen. Diese erschwerte Teilhabe ist Merkmal von allen Menschen mit Behinderung und kann unabhängig von Art und Ursache der Behinderung, gesehen werden. Deswegen muss eine perspektivenübergreifende Sichtweise gefunden werden, nicht zuletzt auch deshalb, da die Behinderung meist lebenslänglich ist.

Dies bedeutet eine erhöhte soziale Abhängigkeit und die Lebensführung ist beeinträchtigt. Die soziale Situation der Betroffenen wird grundlegend verändert. Im Mittelpunkt steht die Unterstützung für das Erreichen einer selbstbestimmten Lebensführung, die aus subjektiv vorhandenen Beeinträchtigungen und Belastungen, als auch von sozialen Faktoren der Benachteiligung und erschwerten Teilhabe resultiert. (vgl. ebd., 284)

3 Soziale Kontakte

Die Familie ist in der Regel die erste Gruppe und zugleich wichtigste Instanz, der ein Mensch in seinem Leben angehört. (vgl. Wachtel 2007, 112) Nach den Untersuchungen von Schmidtchen (1993) bildet die Familie den stärksten Rückhalt für soziale Aktivitäten. (vgl. Speck 2008, 465)

Teilnahme am Leben der Gemeinschaft heißt nicht gleich, dass der Mensch mit Behinderung in der Gesellschaft die benötigten Hilfen, die er braucht, auch erhält, um das selbe Leben führen zu können wie Menschen ohne Behinderung. (vgl. Thimm 2008, 151)

Um nun im Kommenden eine Annäherung an die Bedeutung der sozialen Kontakte für MmiB aufzuzeigen wird sowohl auf das Unterstützungssystem der Familie eingegangen, als auch auf die Bedeutung des weiteren sozialen Umfeldes.

3.1 Die Familie als Unterstützung

Probleme zwischen Eltern und Kindern mit Beeinträchtigung werden oft dadurch hervorgerufen, dass MmiB bei ihren Eltern das ganze Leben verbringen. Bei einer Studie von Dillenburg & McKerr (2010) wurden Eltern gefragt, was ihnen an dem Zusammenleben mit ihren Kindern mit Beeinträchtigung gefällt bzw. nicht gefällt. Das Resultat war, dass die Eltern eine große Freude haben, mit ihren Kindern gemeinsam zu leben. Jedoch haben die Eltern auch immer wieder auf Probleme hingewiesen, Hilfe oder Unterstützung von Außen zu erhalten. Sie fragten sich oft selber, wie die Zukunft ihrer Kinder aussehen könnte. (vgl. Dillenburg/ McKerr 2010, 29) Die Autoren machen darauf aufmerksam, dass es sehr wichtig ist, in die Zukunft der Familie zu planen, dass jeder weiß was passiert, wenn die Eltern älter werden bzw. nicht mehr für die Kinder als Hilfe da sein können.

Die an der Studie teilgenommenen Eltern beschreiben ihr Verhältnis zu ihren Kindern mit Beeinträchtigung als sehr gut und sich selbst als die größte Hilfe. Nur ein geringer Teil der Freunde und Nachbarn helfen der Familie (ebd.). Dies beschreibt auch folgendes Zitat von

Dillenburg und McKerr:

„I’m sure they would if we asked them... but we’ve never needed any occasion to ask them because if we’re going out we would usually take [name of son] with us and if we were going away on our own for a week or that, we would use respite“ (Dillenburg/ McKerr 2010, 34)

In einer anderen Studie von Hastings & Taunt (2002) wurde nur nach den positiven Wahrnehmungen in der Familie aus der Sicht der Eltern gesucht. (vgl. Hastings/ Mc Kerr 2002, 124) Die Autoren machen darauf aufmerksam, dass für zukünftige Studien die Sicht der anderen Familienmitglieder, d.h. der Mensch mit Beeinträchtigung und Geschwister, betrachtet werden sollten.

Cartwright, Craig & Shaw (2011) können keine freie Wahl und Flexibilität beim Thema Wohnen bei Menschen mit geistiger Behinderung erkennen. Auch nicht die benötigte Unterstützung, welche sie sich wünschen. (vgl. ebd., 895) Die meisten MmiB leben mit ihren Familien zusammen.

„Eltern behinderter Kinder erhalten von öffentlichen und staatlichen Stellen meist unzureichende bzw. unbefriedigende Antworten, selten jedoch klare Aussagen, die auf selbstbestimmtes Leben der betroffenen Menschen hinweisen“ (Aubrecht/ Oberndorfer/ Schönwiese 1999, 44).

Die Kritikpunkte der Eltern an der Gesellschaft sind:

- unzureichende Fürsorge der Umwelt
- Unverständnis für das behinderte Kind
- Kind wird ausgegrenzt
- Eltern werden diskriminiert
- Ungenügende Informationsmöglichkeiten der Förderung und Hilfe der Zukunftsplanung des Kindes

(vgl. Helfer/ Fries 2010, 305).

Diese Auflistung zeigt, was Helfer und Fries mit dem kurzen Satz beschreiben:

„Eltern fühlen sich in bestimmten Situationen häufig alleingelassen“ (Helfer/ Fries 2010, 305). Auch Thimm weist auf dieses Gefühl hin und die Situation von Familien hin, in der ein Angehöriger eine Beeinträchtigung zeigt:

„Die auf die Familie desintegrierend wirkende Tatsache eines behinderten Kindes, die Störungen im Verhältnis Familie und Gesellschaft, können nur abgefangen werden, wenn programmierte und organisierte Rehabilitationshilfen sich ausreichend an die Adressaten vermitteln“ (Thimm 2006, 137).

Die Rollen innerhalb der Familie werden durch ein behindertes Kind chaotisch und unorganisiert (vgl. Thimm 2006, 138).

Wenn junge Menschen mit geistiger Behinderung befragt werden, welche Vorstellungen sie bezüglich Erwachsenwerden haben, ergeben sich die gleichen Wünsche und Zielvorstellungen wie bei gleichaltrigen Menschen ohne Behinderung. Sie möchten frei über Arbeit und Wohnen entscheiden (vgl. Seifert 2009, 2).

Einerseits möchten MmiB in einer eigenen Wohnung oder mit anderen gemeinsam leben, andererseits werden sie zu Hause von der Familie versorgt. (vgl. Seifert 2009, 2) So erscheint die Ablösung einerseits schwierig, auch wenn sie wie Seifert schreibt neue Chancen für alle Beteiligten eröffnet, denn da heißt es:

„Die Ablösung eröffnet den beteiligten Familienmitgliedern Chancen zur Neugestaltung: Für den behinderten Menschen bietet der Wechsel des Lebensraums neue Kontakte und vielfältige Anregungen zur Weiterentwicklung seiner Fähigkeiten und seiner Persönlichkeit. Für Eltern bedeutet die räumliche Trennung eine Erweiterung ihrer persönlichen Lebensperspektiven“ (Seifert 2009, 6).

Das Forschungsteam umgeben von Dijker et al (2011) fand heraus, dass das Wohlbefinden und die Lebensqualität von MmiB am positivsten erfahren wird, wenn die Chancen und Risiken in Bezug auf die soziale Integration in der Nachbarschaft klar definiert werden (ebd., 893).

3.2 Das soziale Umfeld

Zentraler Faktor für die Alltagsbewältigung ist das soziale Netzwerk, das mit problembezogenen Gesprächen und Austausch von Erfahrungen sich positiv auf die Familie und die Bewältigungsstrategien auswirkt (vgl. Beck 2006, 10).

Nach Büker (2008) haben Familien mit einem behinderten Kind zwar nur ein kleines, dafür aber zuverlässiges und standhaftes Netzwerk mit einer hohen Interaktionsdichte. (vgl. ebd., 284)

Auch Beck (2006) berichtet in ihrer Fachtagung, dass die sozialen Netzwerke, Verwandten, Nachbarn, Freunden etc. nicht durch die Behinderung des Kindes beeinflusst wird. Jedoch sind die Netzwerke meist kleiner als die von Familien mit nicht behinderten Kindern. (vgl. ebd., 6)

Ingvaldsen & Balandin (2011) haben norwegische ältere Menschen, zum Thema „Miteinbezug von Menschen mit geistiger Behinderung“ in Seniorenzentren, gefragt, was sie unter geistige Behinderung verstehen (vgl. ebd., 587):

„It is difficult to talk about intellectual disability when there are so many different types. For example are we talking about autism, or about psychopaths, or murderers, or what are we exactly talking about. If we are going to have something integrated in this centre it cannot be an extremist, it has to be someone we can be together with“ (ebd.)

„I think they are used to living in a closed society. It is only in the last few years that they have been visible. And we must be there to help them so they can also participate. If we are going to open society for them we have to be willing to help them in any way we can“ (ebd., 587f)

Für ältere Menschen ist es schwierig von der einen Beeinträchtigung zu sprechen, weil es sehr viele verschiedene Arten von Beeinträchtigungen gibt und sie darüber hinaus bisher einen sehr geringen Kontakt zu Menschen mit Beeinträchtigungen hatten. Jedoch würden sie sich bereit erklären den neuen Mitgliedern ihre Hilfe anzubieten. Durch diese Interviewausschnitte wird verdeutlicht, dass die Menschen mit Beeinträchtigungen früher

isoliert von der Gesellschaft gelebt haben und deshalb verfügen die älteren Menschen sehr geringe Interaktionen mit MmiB.

Eine Studie des Arbeitsausschusses des National Children's Bureau, die 400 Elternzuschriften evaluiert haben, sind auf Erkenntnisse gekommen, dass Eltern von Kindern mit Beeinträchtigung sich isoliert und ausgegliedert von der Gesellschaft fühlen (vgl. Thimm 2006, 134).

Gestützt und aufgebaut werden Eltern durch tragfähige Sozialbeziehungen der Nachbarn, der Wohngemeinde, der Kirchengemeinde, der Vereine etc. und das heißt, wenn das soziale Umfeld solidarisch mitfühlt (vgl. Thimm 2006, 137).

Um die alltäglichen Lebensbedingungen zu absolvieren ist das Konzept der sozialen Netzwerke wegen verschiedenster Gründe wichtig. Das soziale Netzwerk, das als Geflecht von sozialen Beziehungen im Alltag verstanden wird, kann bei individuellen Problemen zu Lösungen verhelfen. Auch stellt es eine Unterstützung für den Menschen mit Behinderung dar, die auch individuell genutzt wird. Diese Beziehungen beruhen auf einem wechselseitigen Austausch in der Kommunikation und Interaktion. (vgl. Thimm 2008, 165)

„Das soziale Umfeld beschreibt die Gesamtheit der sozialen Beziehungen eines Menschen - sein soziales Netzwerk“ (Franz/ Beck 2007, 285).

Das soziale Umfeld unterscheidet sich unter anderem durch:

- informelle Netzwerke, wie private Beziehungen
- formelle Netzwerke, z.B. professionelle Beziehungen

(vgl. ebd.)

Franz und Beck (2007) verweisen auf die Menschen, die länger von professioneller Hilfe abhängig sind, und die des Öfteren im Bereich des informellen Netzwerkes einen geringeren Anteil an Personen haben, die mit ihnen in Kontakt sind. Gerade deshalb müssen Möglichkeiten eröffnet werden, um solche Kontakte zu Knüpfen und es muss für Begegnungen gesorgt werden. Angesichts der Bedeutung positiver, sozialer Beziehungen werden Netzwerkförderungen als besonders wichtig angesehen. (vgl. ebd., 288f)

4 Empirischer Teil

Für Personen mit intellektueller Beeinträchtigung sind qualitative Interviews eines der wenigen sinnvollen Verfahren, um einen Einblick in ihre persönlichen Einstellungen und Werturteile zu gewinnen. (vgl. Kulig/ Theunissen 2010, 201)

Einer der klassischen Bereiche der qualitativen Forschung ist die Hypothesenfindung und Theoriebildung. Zum einen beinhaltet dies die Möglichkeit der Aufdeckung der jeweiligen gegenstandsrelevanten Einzelfaktoren, zum Anderen die Konstruktion von möglichen Zusammenhängen dieser Faktoren (vgl. Mayring 2008, 20). Die Daten werden mit der Methode der Grounded Theory bearbeitet. Dies entspricht auch dem Vorgehen im gesamten Projektverlauf, da sich dieser Forschungsstil sehr gut für die Bearbeitung neuer Forschungsfelder eignet (vgl. Biewer/ Fasching/ Koenig 2009, 399).

Die Grounded Theory ist ein Methodenkonzept der qualitativen Forschung, in dem die Phasen im Forschungsprozess als zusammenwirkende Arbeitsschritte zu der zentralen Aufgabe verstanden werden. Ein immer wiederkehrender Wechsel zwischen den Phasen, wie Planung, Datenerhebung, Datenanalyse und Theoriebildung, muss während des Prozesses stattfinden. Somit kann die Datenerhebung und Datenanalyse als zusammenhängendes System gesehen werden, das sich wechselseitig beeinflusst. Als sehr wichtig wird in der Grounded Theory die zeitliche Parallelität und wechselseitige funktionale Abhängigkeit der Prozesse von Datenerhebung, -analyse und Theoriebildung dargestellt (vgl. Strübing 2008, 14). Das Ziel in der Grounded Theory ist es, mittels der systematisch angewandten Methoden eine Theoriegewinnung zu erreichen, die in den Daten zu finden ist. Basierend auf dieser Erkenntnis kann die Grounded Theory als induktive Methode eingeordnet werden.

Die lebensgeschichtlichen Darstellungen von Personen mit intellektueller Beeinträchtigung werden in Bezug auf Partizipationserfahrungen, wie Arbeit und Wohnen, aufgezeigt. Um mit den Interviewdaten zu arbeiten, werden mittels des Computerprogramms Atlas.Ti die Dateien ausgewertet.

4.1 Methodologie

Der Beginn der Grounded Theory kann auf die frühen 1960er Jahren datiert werden, als Barney Glaser und Anselm Strauss gemeinsam eine Studie in Kalifornien durchgeführt haben. Die ihnen eigenen vom Ansatz her sehr unterschiedlichen Forschungstraditionen haben sie gezwungen, eine Methode zu entwickeln, in welcher beide Forschungsrichtungen enthalten sind. Die Ausarbeitung der Grounded Theory durch Glaser und Strauss kann als eine Synthese zwischen theoretischer und empirischer Forschung gesehen werden (vgl. Breuer 2010, 111f). Die Methode wurde zuerst nur von Soziologen verwendet, inzwischen auch von anderen Forschungsrichtungen wie der Psychologie und Pädagogik.

Grounded Theory ist in der qualitativen Sozialforschung eine der verbreitesten Vorgehensweisen. Die Interviews, die innerhalb des Forschungsprojektes erstellt worden sind, werden nicht vom Interviewer oder Interviewerin ausgewertet, sondern von einer anderen Forschungsperson.

Der Verzicht auf ausformulierte Theorien und Annahmen charakterisieren die Grounded Theory, um einerseits zu Erkenntnissen über Theoriebildung zu gelangen und andererseits neues Wissen durch Erfassung der Sichtweisen der betroffenen Personen zu gewinnen. (vgl. Kulig/ Theunissen 2010, 200)

„Diese ‚Entdeckungsreise‘ ist zwar durch Vorkenntnisse und ein Vorverständnis des Forschers angeleitet, welche jedoch als vorläufiges Wissen im Zuge der Untersuchungen in den Hintergrund treten und jederzeit modifizierbar sein müssen. Denn entscheidend ist die unvoreingenommene Erschließung des Feldes oder der Perspektiven der Adressaten, um zu einer Generierung von Theorien durch die Rekonstruktion von Wirklichkeit zu gelangen“ (ebd.).

Um die qualitativen Daten zu bearbeiten wird die Grounded Theory in der konstruktivistischen Weiterentwicklung von Kathy Charmaz herangezogen, denn:

„Deren erkenntnistheoretische Grundlegung ermöglicht es, an Ansprüche partizipativer Forschung anzuschließen“ (Mills et. al. 2006 zit. n. Biewer/ Fasching/ Koenig 2009, 399).

Die Grounded Theory nach Kathy Charmaz ist eine flexible Anleitung zur Sammlung und

Analyse von qualitativen Daten, sowie zur Theoriekonstruktion, die aus den Daten gewonnen werden (vgl. Charmaz 2006, 2).

Die Grundlage der Theorie stellt das Datenmaterial dar, wobei in weiterer Folge die Daten generell analysiert werden. Im Mittelpunkt stehen die Informationen über das Vorgehen im Forschungsprozess und die Lebensgeschichte der zu erforschenden Person (vgl. ebd.).

Bei Charmaz (2006) gibt es kein striktes Methodenvorgehen. Sie bietet eine Vorgehensweise aus Gesetzmäßigkeiten an, jedoch kein komplettes Methodenkonzept. Flexible Leitfäden und keine festen Regeln, Rezepte oder Vorgaben zum methodischen Vorgehen kennzeichnet den konstruktivistischen Ansatz der Grounded Theory nach Kathy Charmaz (vg. ebd., 9).

Dennoch stellt es einen Forschungsprozess dar, der aus zeitlichen Abläufen, feststellbaren Anfängen und Enden besteht. Die Interaktion des Forschenden mit dem Forschungsobjekt steht im Mittelpunkt und dadurch haben die Forschenden eine große Einflussnahme auf den Forschungsprozess und zu dem auch auf die Entwicklung der Theorie (vgl. ebd., 47).

Schließlich bezeichnet die Grounded Theory einen Forschungsstil zur Entdeckung von Theorien, die in Daten gegründet sind. Der zentrale Punkt der Methode ist dabei das theoretische Kodieren, durch das Texte interpretiert werden. (vgl. Legewie 2006, 3)

„Die Grounded Theory ist eine qualitative Forschungsmethode bzw. Methodologie, die eine systematische Reihe von Verfahren benutzt, um eine induktiv abgeleitete, gegenstandsverankerte Theorie über ein Phänomen zu entwickeln“ (Strauss/Corbin 1996, 8).

Anfangs steht nicht eine Theorie, die durch Beweise abgesichert wird, sondern der Forscher macht sich auf die Suche nach einem Untersuchungsbereich, indem sich erst während der Forschung die Relevanz und die Bedeutsamkeit eines Aspektes im Bereich herauskristallisiert. (vgl. ebd)

Ausgangspunkt der Forschung bildet das empirische Datenmaterial. Ziel der Methodologie ist es eine gegenstandsverankerte, eine realitätsnahe Theorie über ein Phänomen zu entwickeln. Um ein Phänomen zu erklären bzw. zu beschreiben wird zeitlich parallel der Prozess der Datenerhebung, -analyse und Theoriebildung stattfinden (vgl. Strübing 2008, 14).

„Im Rahmen der GTM wird auf Wahrnehmungssensibilitäten, Deutungskompetenzen und sprachlichen Fähigkeiten des Wissenschaftlers aufgebaut, die er in lebensgeschichtlichen Zusammenhängen erworben hat“ (Breuer 2010, 39).

Die Grounded Theory und ihre VertreterInnen setzen sich immer in einen gewissen Grad mit erkenntnistheoretischen Sichtweisen auseinander.

Es kann der Ansatz als eine Basis von Erfahrungsdaten der Kontexte aus dem Alltag gesehen werden. (vgl. Breuer 2010 39) Grounded bezieht sich auf einen Weltausschnitt bzw. Problemthema, das gegenstandsgegründet herausgearbeitet wird. (vgl. ebd.) Die Datenerhebung findet in der Regel nicht im Feld des Forschers statt, sondern in der Umgebung bzw. Milieu des Untersuchten. (vgl. ebd.)

Seit der Begründung der Grounded Theory 1967 mit „The Discovery of Grounded Theory“ durch Strauss und Glaser wurde der Ansatz durch andere VertreterInnen wie Charmaz (2007) weiterentwickelt, wobei sich das methodologische Vorgehen zueinander abweicht. Bei der Anwendung der Grounded Theory muss deshalb immer geklärt werden, nach welchem Ansatz gearbeitet wird.

Während Glaser die Meinung vertritt, der Forscher steht ohne Vorkenntnis und ohne Beeinflussung des Forschungsfeldes einer objektiv gegebenen sozialen Welt gegenüber, geht Strauss davon aus, dass eine Wechselseitigkeit zwischen sozialer Welt und des darin befindenden Subjektes vorliegt. (vgl. Charmaz 2006, 7f) Strauss und Glaser haben sich nach dem Begründungswerk sehr stark auseinander entwickelt. Glaser kann der objektivistischen Grounded Theory zugeordnet werden, die im vorangegangenen Absatz beschrieben wurde. Strauss arbeitet mit der Co-Autorin Corbin und grenzt sich mit dem Interesse subjektiver Einflüsse in der Forschung von Glaser ab.

Charmaz schließlich vertritt die Auffassung, dass der Forscher einen hohen Einfluss auf das Forschungsfeld, Forschungssubjekt und den gesamten Forschungsprozess hat. Sie schreibt:

„The theory depends on the researcher’s view; it does not and cannot stand outside of it. Granted, different researchers may come up with similar ideas, although how they render them theoretically may differ“ (Charmaz 2006, 130).

Der konstruktivistische Ansatz von Charmaz gibt eine Bandbreite von Offenheit und Flexibilität durch offene Empfehlungen zum Vorgang in der Forschung. (vgl. Charmaz 2006, 130f)

„Constructivist grounded theorists assume that both data and analyses are social constructions that reflect what their production entailed. In this view, any analysis is contextually situated in time, place, culture, and situation“ (Charmaz 2006, 131).

Die Autoren Krüger und Meyer (2007) zeigen die Schwächen der konstruktivistischen Grounded Theory nach Charmaz auf, die hauptsächlich darin liegt, dass Charmaz Ansatz sich von dem pragmatischen Ansatz nach Strauss und Corbin nicht genügend abgrenzt. Auch lässt sich ein Kritikpunkt in der Bewertung des Forschungsprozesses finden, indem Charmaz diesen Aspekt „Bewertung“ außer Acht lässt. (vgl. ebd., 12ff)

Um einen Einblick in die Lebensgeschichten einzelner Interviewpersonen zu erhalten, wird auch immer Bezug auf die eigenen Lebenskontexte und das soziale Umfeld der Personen genommen. Die Erhebungen von den unterbliebenen und erlebten Partizipationen bezieht sich somit immer auf die Bedingungen der Kontexte, welche nicht objektiv, sondern aus der Sicht des Konstruktivismus gesehen werden kann. Es werden die Ursachen von Einstellungen und Annahmen der einzelnen Personen sowie der Bezug auf die Kontextfaktoren, Situationen oder Handlungen, untersucht. (vgl. Charmaz 2006, 130)

Das Kodieren in der Grounded Theory steht für das Grundgerüst der Analyse (vgl. Charmaz 2006, 45).

„Coding means naming segments of data with a label that simultaneously categorizes, summarizes and accounts for each piece of data. Coding is the first step in moving beyond concrete statements in the data to making analytic interpretations“ (ebd., 43).

„Note that the Codes stick closely to the data, show actions, and indicate how dilemmas surrounding disclosure arise“ (ebd., 45)

„Initial coding“ nach Charmaz (2006) ist das Kodieren nahe am Datenmaterial (vgl. ebd., 47). Dieses Verfahren wird in der vorliegenden Arbeit verwendet.

„This method of coding curbs our tendencies to make conceptual leaps and to adopt extant theories before we have done the necessary analytic work“ (Charmaz 2006, 48)

Die Offenheit des „initial coding“ sollen schließlich neue Gedanken des Forschers hervorbringen und neue Ideen entstehen lassen. (vgl. ebd.)

Ein Code beim Kodieren, sollte gewisse Aspekte erfüllen. Diese sind:

- nahe am Datenmaterial arbeiten
- Codes einfach und genau benennen
- kurze Codes erstellen
- bewahren von Aktionen
- Daten miteinander in Vergleich setzen
- sich nicht lange an einem Datenmaterial aufhalten

(vgl. Charmaz 2006, 49)

„Staying close to the data and, when possible, starting from the words and actions of your respondents, preserves the fluidity of their experience and gives you a new ways of looking at it. These steps encourage you to begin analysis from their perspective“ (ebd.)

Dieser Ansatz der Grounded Theory wird für die Arbeit herangezogen, da die verschiedensten Lebensgeschichten in ihren einzelnen Facetten aufgezeigt werden.

4.2 Methode

Zuerst wurde in der Gesamtheit bei den Personen gesucht, inwiefern sie inner- oder/ und außerfamiliäre Partizipationserfahrungen erlebt haben.

Zu Beginn wurde das Datenmaterial kodiert, damit ist gemeint, dass bestimmte Stellen der Daten Bezeichnungen von der Forschungsperson erhalten. In der Grounded Theory kann das Kodieren als „Prozess der Entwicklung von Konzepten in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material“ (Strübing 2008, 19) verstanden werden. Es wird immer wieder neu gesichtet, wobei im fortschreitenden Forschungsprozess analytischer, fokussierter und selektiver vorgegangen wird (vgl. Charmaz 2006, 59).

Das Kodieren stellt die Vorgehensweisen dar, durch die Daten aufgebrochen, konzeptualisiert und auf neue Weise zusammengesetzt werden.

Interviewabschnitte wie Sätze oder Satzteile werden als Begriffe, Codes im Atlas.ti für die Entwicklung einer Theorie erstellt. Dabei ist das Untersuchen, Vergleichen und Kategorisieren wichtig und hilfreich für die spätere Gliederung der Daten. Mehrere Codes werden als nächster Schritt miteinander verglichen und wenn sie miteinander in Verbindung gesetzt werden können, dann werden diese Codes in Kategorien zugeteilt, im Atlas.ti sind diese unter Code Family zu finden.

Von Beginn an werden Memos vom Forscher oder von der Forscherin im Analysevorgang erstellt (vgl. Strübing 2008, 35).

Das Schreiben von Memos zielt nicht auf das Produzieren von Daten im Feld und auch nicht auf eine analytische Vorverarbeitung der Daten im Prozess ihrer schriftlichen Produktion, sondern auf die Unterstützung von Prozessen der Datenanalyse im Verlauf des Kodierens (ebd., 34) ab. Mit Entstehung von Kategorien, die bei Vergleichen von Codes entwickelt werden, kann mit dem „theoretical sampling“ begonnen werden.

Die Weiterentwicklung der Kategorien besteht aus dem „theoretical sampling“, sowie im weiteren Verlauf des Kodierens aus dem Verbinden und Zusammenführen der Kategorien durch erneute Recherche des Materials (vgl. Charmaz 2006, 72).

Die Memos werden im Gegensatz zu anderen methodischen Traditionen nicht am Ende der Forschungseinheit geschrieben, dadurch kann von einer fortlaufenden Ergebnissicherung gesprochen werden. Jedoch ist ein wichtiger Aspekt der Ergebnissicherung, dass die Memos nur in vollständigen Sätzen geschrieben werden. Somit können diese Informationen über längere Zeit erhalten bleiben und für die anderen Forschungsmitarbeiter ist es eine relevante Entlastung für die weitere Forschungsarbeit.

Dies entspricht einem quantitativen Vorgehen, das unter anderem dazu dient, um einen Überblick zu erlangen. Anschließend kann spezifisch auf ausgewählte Interviews näher eingegangen werden. Diese können als Netzwerkansichten miteinander verknüpft werden.

Für die vorliegende Arbeit wurden sechs Interviewpersonen herangezogen. Es wurde dabei auf ein breites Spektrum der Interviews geachtet, somit kann ein guter Einblick in die verschiedensten Lebensläufe genommen werden. Die Interviewpersonen sind alle verschieden alt, haben unterschiedliche Wohnorte und haben auch differenzierte Anschauungen von der persönlichen Lebensverwirklichung, welche in Aussagen von Beruf, Freizeit, etc. gemacht werden. Diese werden bei jeder einzelnen Person verschieden erörtert. Der Alltag von den sechs Interviewpersonen wird rekonstruiert und es wird aufgezeigt, wie sie diesen bewältigen und erleben. Zudem werden in diesem Kontext im Speziellen die individuellen positiven und auch negativen Partizipationserfahrungen berücksichtigt.

4.3 Datenerhebung und Auswertungsmethode

Beginnend im Rahmen dieser Arbeit wird die Auswertung mit der Grounded Theory mit den vorliegenden Audiodateien bzw. Transkripten, die bereits von ProjektmitarbeiterInnen für das Forschungsprojekt erhoben und großteils niedergeschrieben wurden, gearbeitet.

Das „Theoretical Sample“ setzt sich aus Interviews zusammen, die mit Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung im Rahmen des Projektes geführt wurden, die über ihre Anteilnahme im Bereich Wohnen und Arbeiten berichten. Erfahrungen können innerhalb der Familie oder/ und außerfamiliär erlebt worden sein.

Die Auswertung für das Forschungsprojekt erhobenen Interviewdaten erfolgt mit dem Computerprogramm Atlas.Ti. Eine Struktur wird durch das Zuweisen von Codes und Memos an die einzelnen Textstellen, sowie in einem weiteren Schritt das Zuordnen zu Familien, erlangt. Um komplexe Themenfelder vereinfacht vorzuzeigen, werden diese mittels Netzwerkansichten grafisch dargestellt und wiederum mit anderen Themenfelder in Verbindung gebracht. In den Netzwerkansichten werden verschiedene Codes miteinander verbunden und stehen in unterschiedlichen Beziehungen zueinander:

- == is associated with (verbunden mit)
- [] is part of (Teil von)
- => is cause of (Ursache von)
- ↔ is linked to (verknüpft)
- <> contradicts (widerspricht)

5 Vorstellung der Interviewpersonen

Die Interviews wurden im Zeitraum von zwei Jahren durchgeführt. Jeweils wurden mindestens drei Interviewtermine durchgeführt, bei Herr S. fanden zwei Termine statt. Diese dauerten insgesamt zwischen 1 Stunde 3 Minuten und 2 Stunden 16 Minuten. Es wurden insgesamt 1233 Codes erstellt und 23 Memos während der Bearbeitung der Interviews erstellt.

Nachfolgend werden die Interviewpersonen einzeln deren Lebensgeschichte aufgezeigt und in graphischer Darstellung skizziert.

5.1 Frau M. (IP4)

Zum Zeitpunkt des ersten Interviews war IP4 36 Jahre alt, wohnt bei ihren Eltern und ist mit der Gesamtsituation zufrieden. Jedoch würde sie gerne ins Wohnhaus ziehen und wartet auf eine Zusage des Wohnheimes, dass ein Zimmer frei wird. Frau M. hat selber entschieden für ein Wochenende pro Monat im Wohnhaus zu übernachten um einen Übergang vom Elternhaus ins Wohnhaus zu ermöglichen. Sie mag am Liebsten, wenn sie mit den Bewohner und Betreuer abends ins Gasthaus etwas trinken geht.

Sie wünscht sich auch im Wohnhaus zu wohnen um selber zu kochen, da sie zu Hause nur der Mutter beim Kochen hilft und diese ihr das Kochen ohne ihrer Hilfe nicht zutraut. Die Mutter hilft ihr immer beim Anziehen der Kleidung in der Früh und am Wochenende macht Frau M. das alleine. IP4 mag es sehr gerne, wenn der Sohn ihrer Schwester zum spielen und Zeit miteinander verbringen vorbei kommt und auch manchmal über Nacht bleibt.

Frau M. hat ein sehr gutes Verhältnis zur Schwester und vertraut ihr auch bei Problemen ihre Sorgen an. Zusammen gehen sie gerne einkaufen und nehmen gelegentlich die Mutter mit. Frau M. hat noch zwei Brüder, der eine Bruder hat das Geschäft vom Vater übernommen und führt dieses alleine seit der Vater in Pension ist und mit dem anderen Bruder hat sie leider nicht immer sehr viel Kontakt, da er in einem anderen Bundesland

studiert. Frau M. freut sich dann immer ihn bei Feste dabei zu haben, welche sie immer mit der ganzen Familie feiert.

In der Werkstatt, die IP4 nach dem Schnuppern gefunden hat, werden auch ihre Geburtstage mit Kuchen und Spiele gefeiert. Sie ging davor 11 Jahre in die Schule, an die sie sich im Detail nicht mehr erinnern kann, außer das der Schulweg viel zu lange war und sie jetzt froh ist näher bei der Werkstatt zu wohnen. Bevor sie in der Werkstatt angefangen hat, konnte sie sich eine andere Werkstatt anschauen. Sie fand die zweite Werkstatt besser, weil sie kleiner ist und sie in einer selbständigen Gruppe arbeitet.

Allgemein hat sie einen sehr guten Kontakt zu den Betreuer, die ihr auch bei den verschiedensten Übungen helfen. Sie arbeitet in der selbständigen Gruppe mit drei anderen Personen. Innerhalb der Gruppe gehen sie auch schwimmen, was IP4 gerne auch in der Freizeit macht. Frau M. fährt gerne Fahrrad, schaut sich Bilderbücher an, hört gerne Kassetten, puzzelt zu Hause, wenn es zu heiß ist und geht einmal die Woche in eine Reittherapie. Wegen ihrer Behinderung muss sie über der Jeans, auch im Sommer, Schienen tragen. Diese hat sie schon von Kind auf und hat als sie älter wurde einen Rollstuhl bekommen. Im Sommer muss sie wegen ihrem Kreislauf sehr viel liegen.

Frau M. ist zufrieden und fröhlich, wenn sie nicht von den anderen Kollegen gehänselt wird, was sehr selten vorkommt. Sie wünscht sich manchmal mehr Arbeit, weil sie sich auch manchmal langweilt. IP4 möchte grundsätzlich in der Werkstatt bleiben. Sie betont immer wieder, dass sie öfters was unternehmen möchte, z.B. ins Gasthaus mit den Eltern gehen. Die Mutter verwaltet das Geld von Frau M. Sie möchte für die Zukunft einen Sachwalter an ihrer Seite haben, bevor die Eltern verstorben sind.

- Die Beeinträchtigung von Frau M.:

Frau M. hat die Beeinträchtigung von klein auf und weiß nicht mehr was damals passiert ist oder warum sie eine Beeinträchtigung hat.

Sie muss auch im Sommer eine Jeans anhaben, da sie Schienen trägt und die nur über der Jeans getragen werden können. Die Schienen trägt sie schon immer.

Früher ist IP4 nur mit Krücken gelaufen und jetzt sitzt sie im Rollstuhl. Sie hat einen neuen Rollstuhl erhalten. Im Sommer muss sie bei der Hitze wegen ihrem Kreislauf viel liegen.

5.2 Frau E. (IP9)

IP9 war zum Zeitpunkt des ersten Interviews 26 Jahre alt und wohnt seit Jahren in einem betreuten Wohnhaus. Frau E. ging vier Jahre lang in eine Integrationsklasse in der Volksschule und hatte eine Stützlehrerin, da sie sich in Mathematik schwer getan hat. Nach der Volksschulzeit, an die sie sich nicht mehr gut erinnern kann, blieb sie zu Hause bei ihrer Mutter. Die Mutter von Frau E. war sehr krank und musste betreut werden. Sie wohnte mit ihrer Mutter alleine in der Wohnung, weil sich die Eltern getrennt haben als sie ca. 15 Jahre alt war. Die Mutter hat ihr den Kontakt zu ihrem Vater verboten. Warum dies ihre Mutter gemacht hat weiß Frau E. nicht. Sie hatte eine sehr gute Beziehung zur Mutter und verbrachte den ganzen Tag zu Hause bei ihr. Manchmal kam eine Freundin von der Volksschule sie zu Hause besuchen. IP9 lebte bis zu ihrem 22 Lebensjahr zu Hause. Nach dem Tod ihrer Mutter fand sie ein neues zu Hause in einem betreuten Wohnhaus. Der Kontakt zum Vater hat Frau E. wieder aufgenommen und freut sich darüber, dass der Vater sie auch manchmal im Wohnhaus besuchen kommt. IP9 hat einen Bruder, der ganz in der Nähe vom Wohnhaus mit seiner Familie lebt. Sie hat einen sehr guten Kontakt zum Bruder und geht auch des Öfteren mit ihm auf einen Kaffee oder chinesisch essen. Mit beiden Familienmitgliedern pflegt sie einen engen Kontakt. Sie schreibt ihnen regelmäßig E-Mails. Frau E. sitzt sehr gerne vor dem Computer in der Freizeit oder sie spielt auch gerne „Mensch ärgere dich nicht“ mit den Mitbewohnern. Bei Schönwetter geht sie gerne nach draußen, sie hört sich gerne Musik an und geht gerne in die Badewanne, wo sie Unterstützung von den Betreuern benötigt. Sie wünscht sich einen liebevollen und freundlichen Umgang mit ihr und möchte nicht, dass jemand grantig zu ihr ist. Zu ihren Betreuer hat sie einen guten Kontakt, die sie immer in der Früh wecken und ihr beim Anziehen helfen. Sie äußert den Wunsch beim WC-Gehen unterstützt zu werden, weil sie in der Zeit der Interviewaufnahmen gerade ein Inkontinenztraining absolviert. Sie ärgert sich nur manchmal über das Nicht-Gehen können. Frau E. muss einmal in die Woche in die Physiotherapie um mit Gehhilfe gehen zu üben. Sie kam als eine Frühgeburt auf die Welt und hat eine Gehbeeinträchtigung. Frau E. möchte auch in der Werkstatt von den Betreuern unterstützt werden, aber ist froh einen Job bzw. einen Arbeitsplatz in der Werkstatt gefunden zu haben. Mit ihrer Arbeit ist sie sehr glücklich und möchte nichts verändern. Den einzigen negativen Kontakt, den sie beschreibt, ist mit ihrer Chefin aus

dem Wohnhaus. Frau E. verbringt sehr viel Zeit vor dem Computer um ihrem Bruder und dem Vater zu schreiben. Die Chefin legte von einem Tag auf den anderen die Regel den Computer nur noch jeden zweiten Tag einzuschalten fest. Sie verstand nicht warum sie nur noch jeden zweiten Tag ins Internet gehen darf. Sie wünscht sich andere Betreuer würden die Position der Chefin einnehmen. Jedoch ist sie mit der Gesamtsituation zufrieden und wünscht sich keinen anderen Wohnort oder Arbeitsplatz.

- Die Beeinträchtigung von Frau E.:

Frau E. kam als Frühgeburt auf die Welt. Sie hatte als kleines Kind eine Gehirnblutung und mit ca. 12 Jahren bekam sie epileptische Anfälle. Sie hat ihre Gehbeeinträchtigung von klein auf und ärgert sich manchmal über das Nicht-Gehen können. Sie sitzt im Rollstuhl und hat einmal pro Woche Physiotherapie. Sie übt mit einer Gehilfe zu laufen und befindet sich zum Zeitpunkt der Interviews in einem Inkontinenztraining. Frau E. braucht Unterstützung beim auf das Klo gehen. Sie kann sich keinen anderen Arbeitsplatz vorstellen, weil sie alle paar Stunden auf das WC begleitet werden muss. Sie hat mit ihrem Bruder auch schon über ihre Beeinträchtigung gesprochen und dieser meinte, dass sie nichts dafür kann und sie ist wie sie ist.

5.3 Frau P. (IP10)

Frau P. ist beim ersten Interview 22 Jahre alt und Verkäuferin. Sie ist mit ihrer momentanen Situation sehr zufrieden. Sie lebt als Einzige, ist auch die Jüngste, von sechs Kindern noch zu Hause bei ihren Eltern. Als sie mit Down-Syndrom auf die Welt kam, haben alle Geschwister noch zu Hause gewohnt. Sie verbrachte ihre Kindheit mit ihren Geschwistern zusammen.

Zuerst ging sie in eine Integrationsklasse in der Volksschule und hatte Schwierigkeiten in Mathematik. Danach absolvierte sie die Hauptschule und wiederholte ein Jahr um so das neunte Schuljahr zu überspringen. Ihre Schwierigkeiten in Mathematik blieben und bekam dann auch Probleme in den Fächern Physik und Geschichte. Sie war mit netten Mitschülern in der Klasse, die sie aber auch manchmal verbal aufgezoogen haben. Die einzige Freundin, die Frau P. in der Klasse hatte, war ihre Cousine.

IP10 ging nach der Hauptschule in eine Berufsvorschule. Sie hat während den zwei Jahren in einer Wohngemeinschaft mit Frauen und Männer zusammengelebt und verbrachte jedes Wochenende zu Hause. Ihr Vater hat sie für jedes Wochenende abgeholt und hingbracht. Allgemein geben ihr die Eltern Kraft und die nötige Unterstützung beim Beruf und ihrem Sport. Die Familie ist ihr sehr wichtig. Deswegen kann sie sich auch nicht vorstellen wo anders zu wohnen, ihr gefällt es bei der Mutter und dem Vater zu Hause zu leben. Sie hilft ihrer Mutter sehr oft bei den verschiedensten Tätigkeiten im Haushalt und in der Landwirtschaft. Mit ihrem Vater geht sie gerne in der Freizeit wandern oder fährt gerne mit ihm Auto. IP9 selber hat keinen Führerschein, aber das Mitfahren im Auto gefällt ihr sehr gut.

Im Winter zählt das Ski fahren zu ihren Freizeitaktivitäten. Frau P. hat auch bei einem Sportereignis mitgemacht, bei dem sie die Goldmedaille erhalten hat. IP9 war auf sich selber sehr stolz, dass sie das geschafft hat. Diese Sportaktivität unterstützt auch ihr Chef im Lebensmittelhandel und gibt ihr für solche Veranstaltungen frei bzw. Urlaub. Sie fand diese Arbeit als Verkäuferin im Lebensmittelhandel nachdem sie einen Unterstützungskreis mit der Familie und Begleiterin gemacht hat. Zuerst hat sie in dem Geschäft geschnuppert und das Interesse an der Arbeit gefunden. Die Arbeit im Lebensmittelhandel ist ihr sehr wichtig und sie schätzt den Kontakt zu den Kunden. Sie wünscht sich, dass es mit der Arbeit weiterhin so gut weiter geht wie bisher und ist mit ihrer Arbeitsstelle sehr zufrieden. Meist ist Frau P. im Ort am arbeiten oder zu Hause, weil die Möglichkeiten rauszukommen sind beschränkt.

- Die Beeinträchtigung von Frau P.:

Menschen mit Down Syndrom müssen häufig am Herzen operiert werden, so auch Frau P. Sie hatte mit vier Jahren eine Herzoperation und hatte später keine weiteren Probleme mit ihrer Beeinträchtigung.

5.4 Herr K. (IP11)

IP11 ist beim ersten Interview 37 Jahre alt und lebt in einem Wohnhaus. Davor hat Herr K. bei seinen Eltern gewohnt und wollte durch den Auszug selbstständiger werden.

Er ist der Jüngste von vier Kindern. Sie sind alle gemeinsam bei den Eltern aufgewachsen. Vor ca. 15 Jahren verunglückte der Bruder von Herr K. bei einem Autounfall. Sein Verhältnis zu dem Bruder war Besser als zu den anderen Brüdern. Er bezeichnet seinen verstorbenen Bruder als Lieblingsbruder, weil er mit ihm sehr viel Zeit verbracht hatte. Die Beiden haben sehr viel miteinander unternommen und Herr K. hatte dabei sehr viel Freude. Er vermisst oft den Tatendrang des Bruders und gemeinsame Erlebnisse.

Herr K. wünscht sich Freundschaften zu Menschen mit keinen Beeinträchtigungen. Er bedauert es sehr, dass er wegen der Arbeit in der Werkstatt nur mit Behinderten zu tun hat. Die Kollegen in der Werkstatt sind für ihn nicht die richtigen Kontaktpersonen um Gespräche zu führen. Er ging immer schon nur mit Menschen mit Beeinträchtigungen in den Kindergarten, Schule und schlussendlich auch in die Werkstatt. Er möchte mehr Personen in seinem Umfeld haben, mit denen er sich unterhalten kann.

Herr K. äußert den Wunsch nach einem Wechsel seiner Arbeitstätigkeit, weil er schon eine sehr lange Zeit in der selben Werkstatt verbringt und darum etwas Neues erfahren möchte. Durch eine neue Arbeit könnte er nicht nur einer neuen Tätigkeit nachgehen, sondern zusätzlich Freundschaften vermutlich schließen.

Er ist überzeugt, dass wenn er in eine andere Schule gegangen wäre, hätte er auch mehr Freunde bzw. einen großen Freundschaftskreis. Dies sieht er bei seinen Gleichaltrigen bei den Jahrgangstreffen immer wieder.

Er möchte definitiv bei der Arbeit selbständiger werden, wie er es auch beim Wohnen geworden ist. Die Arbeitssuche geht ihm aber zu langsam. Er kann bei den diversen Arbeitsstellen Praktika absolvieren.

Er lernt Englisch mit einer Praktikantin in der Institution. Neben der Aufgabe des Werkstattsprechers arbeitet er am Computer in der Redaktionsgruppe der Institutszeitung.

Er arbeitet sehr gerne selbstständig, aber braucht ein bisschen länger als andere Kollegen.

Herr K. wollte von Anfang an integrativ arbeiten, jedoch empfanden die Eltern, dass er bei einer Arbeitsstelle außerhalb der Werkstatt überfordert sein könnte. Die Eltern wollten dies vermeiden und überzeugten ihn in eine Werkstatt zu gehen.

IP11 kann sich nicht mehr an seine schulische Laufbahn im Detail erinnern. Ursprünglich wollten die Eltern, dass Herr K. in einen Integrationskindergarten geht, jedoch haben sie eine Absage bekommen. Er war 14 Jahre im gleichen Gebäude, besuchte Kindergarten und Schule für Menschen mit Beeinträchtigungen. Danach kam er in die Werkstätte.

Am Wochenende geht er gerne ins Kino, Pizza essen oder in seine Stammbar zu seinen Freunden. IP11 geht auch gerne Kaffee trinken in seiner Freizeit. Er schreibt viele Gedichte und erwägt diese in Buchform zu veröffentlichen.

Herr K. findet arbeiten sehr wichtig und würde noch gerne mehr verändern. Er möchte auch gerne seine Wohnverhältnisse verändern um noch selbstständiger zu werden. Herr K. könnte sich Wohnen mit Assistenz vorstellen. Er wünscht sich für seine Zukunft offener auf andere Personen zuzugehen um neue Kontakte zu schließen.

- Die Beeinträchtigung von Herr K.:

Während der Geburt erlitt Herr K. einen Sauerstoffmangel und nach seiner Meinung war es ein Ärztepfusch. Er fährt mit dem Rollstuhl und unternimmt lieber wegen den Wetterverhältnissen etwas im Sommer als im Winter. Er hat auch Probleme bei seiner Beschäftigung im AMS. Mit dem Rollstuhl muss er im Flur arbeiten, da er nicht in die Büroräume gelangt. Er fühlt sich dabei nicht wohl, dass er im Flur arbeiten muss. Jedoch ist seine Stammkneipe, bei der er sich mit seinen Freunden trifft, barrierefrei.

Sein Wunsch wäre es in einer Wohngemeinschaft leben zu können und dabei Wohnen mit Assistenz unterstützt zu werden.

5.5 Herr S. (IP13)

Herr S. ist bei der ersten Interviewaufnahme 20 Jahre alt, lebt bei seinen Eltern zu Hause und ist mit seiner Schwester zusammen aufgewachsen.

Er hatte eine schöne Schulzeit, die jedoch von Vorurteilen mancher Mitschüler erschwert wurde. Die Mitschüler dachten, dass Herr S. von den Lehrern bevorzugt werde. Die Lehrer wollten sich bei Hänseleien nicht für ihn einsetzen, stattdessen haben sie weggeschaut. Dabei ging es ihm schlecht, aber er hat versucht die Hänselei zu ignorieren. Er wollte mit niemanden über die Probleme in der Schule sprechen. Er hatte andere Mitschüler mit denen er sich sehr gut verstanden hat und diese konnten seine Hilfe beim Lernen annehmen. Er konnte gut lernen.

Nach der integrativen Volksschule und Hauptschule ging Herr S. in eine Berufsschule. Er hatte sich verschiedene Firmen angeschaut und konnte auch bei einem Baumarkt für eine

kurze Zeit arbeiten. Mit Grund eines Chefwechsel und Problemen in der Firma blieb er dort nicht.. Herr S. konnte durch den Unterstützungskreis eine Arbeit finden, die ihm gefällt. Beim Unterstützungskreis sind ca. 22 Leute anwesend gewesen, unter anderem sein Onkel, der ihm die Arbeit vermittelt hat. Bei diesem Treffen wurde über die verschiedensten Arbeitsmöglichkeiten gesprochen. Er arbeitet schon einige Jahre im Sportgeschäft und es gefällt ihm sehr gut. Er versteht sich gut mit seinen Arbeitskollegen und hat ein gutes Verhältnis zu seinem Chef.

Herr S. würde sehr gerne mehr arbeiten und eine Lehre beginnen. Sein großer Wunsch ist es eine Ausbildung als Einzelhandelskaufmann zu beginnen. Er geht einmal pro Woche für ein Gespräch zu einem Betreuer in die Institution. Jedoch hat er sich noch nicht getraut seinen Wunsch, eine Lehre zu beginnen, zu äußern, weil er nicht weiß wie sein Chef reagiert. Er würde auch gerne mehr arbeiten und könnte sich vorstellen zehn Stunden pro Woche länger in der Firma zu sein.

Er möchte später auf Wohnungssuche gehen, kann dies erst in Zukunft machen, da er dazu momentan finanziell nicht in der Lage ist. Die Eltern bekommen Kindergeld und Pflegegeld, aber er traut sich nicht zu fragen, ob er das Geld für eine eigene Wohnung erhalten kann.

Nicht nur die Eltern unterstützen Herr S. bei seinen Wünschen, auch die Großeltern mit denen er einen sehr guten Kontakt pflegt. Er feiert seine Feste mit seiner Familie, wobei er eine schlechte Beziehung zu seiner Schwester hat. Über die Schwester spricht Herr S. nicht viel, weil diese ins Drogenmilieu gerutscht ist und die Familie bestohlen hat.

Neben dem Wunsch eine Lehre zu beginnen, würde Herr S. den Führerschein gerne machen. Aber es ist ihm bewusst, dass dies nur ein Wunsch bleibt da er eine hochgradige Sehbeeinträchtigung hat. Nach der Arbeit entspannt er sich sehr gerne vor dem Fernseher zu Hause oder geht eine Runde spazieren. In seiner Freizeit wandert er gerne und im Winter gefällt ihm Skifahren. Da aber immer sehr viel in der Wintersaison im Sportgeschäft los ist, bedauert Herr S., dass er nicht mehr zum Skifahren kommt. Er würde gerne wieder öfters die Möglichkeit haben Skifahren zu gehen. Am Wochenende trifft er sich gerne mit Kollegen um etwas trinken zu gehen oder die Abende in der Disco zu verbringen.

- Die Beeinträchtigung von Herr S.:

Herr S. hat von Geburt an eine Beeinträchtigung. Er ist rechtsseitig spastisch gelähmt und sieht nur 10%. Er musste einmal operiert werden. Durch die Operation hat er Gleichgewichtsstörungen empfunden die durch ein Umlagerungsmanöver behoben wurde. Der letzte Spitalaufenthalt liegt schon viele Jahre zurück. Er musste acht Wochen im Spital bleiben. Er wurde sehr gut im Krankenhaus behandelt und versorgt. Er würde sich wünschen den Führerschein machen zu können, aber ihm ist bewusst, dass sich dieser Wunsch nie erfüllt, da er eine hochgradige Sehbeeinträchtigung hat. Deshalb muss er auf öffentliche Verkehrsmittel ausweichen, um zur Arbeit und nach Hause zu gelangen. Herr S. denkt nicht darüber nach was er alles wegen seiner Behinderung nicht ausüben kann, sondern denkt positiv und möchte das Beste aus seinem Leben machen.

5.6 Herr J. (IP14)

Die Lebensgeschichte von Herr J. ist gekennzeichnet von vielen Schulwechseln bzw. Wohnungswechseln. Herr J. ist bei seinem ersten Interviewtermin 39 Jahre alt und lebt alleine in seiner Wohnung mit Assistenz. Seine Eltern ließen sich scheiden als Herr J. zwölf Jahre alt war. Er empfand diese Zeit als einen großen Stress und hatte viele Probleme deswegen. Er musste wegen psychischen Problemen und Schlafstörungen für zwei Jahre in eine Klinik, die in einem anderen Bundesland lag. Danach kam er wieder für eine kurze Zeit nach Hause zu seiner Mutter und wohnte dann wieder, wie vor dem Klinikaufenthalt, in einem Schülerheim. Herr J. konnte sich in dieser Zeit sehr gut erholen bevor er in einem Beruf anfang. Auch seine berufliche Vergangenheit ist geprägt von verschiedensten Arbeitsstellen. Er begann in einer Konditorei, kam dann in die Verpackungsindustrie, weiter arbeitete er in einer Brauerei und in einer Gärtnerei. Die Arbeitswechsel sind immer wieder von Arbeitsunfällen gekennzeichnet. Schlussendlich kam er in die Invaliditätspension und fand eine geringfügige Anstellung in einem Büro für Menschen mit Lernschwierigkeiten. Diese Arbeit gefällt ihm am Besten.

Seine Erfahrungen im Bereich des Wohnens sind stark geprägt von vielen Ortswechseln. Er zog nach dem Schülerheim und zu Hause bei seiner Mutter wohnen, in eine Wohngemeinschaft. In der WG gab es Probleme mit dem Vermieter und danach auch in

den verschiedensten Wohnungen aus seiner Sicht, Mängel, so dass er in den verschiedensten Orten gewohnt hat. Zum Beispiel zog er wegen schlechten öffentlichen Zugverbindungen oder zu hohen Mieten um. Schließlich fand er eine Wohnung mit Assistenz, in der er sich sehr wohlfühlen kann und froh ist, dass er einen Garten besitzt.

Seine Beziehung zu seiner Schwester und Mutter ist sehr gut. Sie kommen ihn regelmäßig besuchen. Mit seinem Bruder und Vater hat er ein schlechteres Verhältnis. Zu seinem Vater ist der Kontakt abgebrochen, weil dieser nicht in der Nähe wohnt.

Die meisten Aktivitäten finden innerhalb der Netzwerk AG und Selbstvertretungsgruppe statt. Mit diesen Personen geht er verschiedensten Freizeitaktivitäten nach. Herr J. ist nun auch in einer Kartei aufgenommen worden. Er sucht nach einer Frau, die seine Hobbys teilt. Herr J. möchte keine feste Beziehung, sondern jemand mit dem er seine Freizeit verbringen kann.

IP14 ist am Wichtigsten die Gesundheit, seine Arbeit und seine Freizeit. Seine Zukunftsvorstellungen sind seine Wohnung und seine Arbeit behalten zu können. Er wünscht sich, dass Probleme von früher nicht wieder auftreten.

- Die Beeinträchtigung von Herr J.:

Herr J. meint, dass seine Lernschwierigkeiten von den Problemen in der Zeit der Scheidung der Eltern aufgetreten sind. IP14 ist überzeugt, dass wenn er keine Lernschwierigkeiten hätte, wäre er nicht ins Heim gekommen und keine Probleme im Schulfach Mathematik gehabt. Dann hätte er einen Beruf im Gastgewerbe erlernen können, da ihm der Beruf Kellner sehr gut gefallen hätte.

Er bekommt diverse Hautausschläge wegen Schwitzen im Sommer. Er hat Schmerzen im Bereich der Wirbelsäule, wenn diese zu sehr belastet wurde. Dies ist auf die Arbeit in der Gärtnerei zurückzuführen. Wegen Arbeitsunfällen war Herr J. immer wieder im Krankenstand.. Er muss regelmäßig Heilgymnastik machen.

Wegen psychischen Schreianfällen und Schlafproblemen war er zwei Jahre in der Klinik. Er hatte auch eine Gehirnerschütterung wegen eines Unfalles auf dem Schulweg und hatte Schürfwunden im Gesicht und auf der linken Hand.

Er hatte früher beim E-Mail schreiben am Computer Probleme. Es bereitete ihm auch Schwierigkeiten die Beträge einer Haushaltsrechnungen zu addieren. Dies hat sich sehr gebessert, weil er viel Unterstützung erhält. Seine Stärken sind Erlagscheine und

Fragebögen auszufüllen. Früher passierten ihm immer Fehler beim Ausfüllen eines Erlagscheines. Er hatte die Erlagscheine immer falsch ausgefüllt und nun Hilft ihm eine Assistentin.

Er hätte Unterstützung in der Zeit der Scheidung der Eltern benötigt, aber keine erhalten. IP14 geht es jetzt auch psychisch besser, weil er Unterstützung erhält. Herr J. ist seine Unterstützung wichtig, weil er bei aktuellen Problemen mit seiner Assistentin sprechen kann.

6 Auswertung des Datenmaterials

Die Gesprächsinhalte wurden in verschiedenste Bereiche eingeteilt und werden hier nachfolgend beschrieben. Die Bereiche sind bei jeder Interviewperson die gleichen, da innerhalb dieser die wichtigsten Aussagen getroffen wurden.

Da sich alle IP in der Arbeitsphase befinden, haben sie sehr wenige Erinnerungen an die Schulzeit. Daher lag einer der Schwerpunkte in der vorliegenden Arbeit, inwiefern sie Partizipation bisher in ihrer Arbeit erfahren haben.

6.1 Soziale Kontakte von Frau M.

Frau M. möchte gerne in ein Wohnhaus ziehen. Sie würde gerne viele Freunde kennenlernen und mehr in der Freizeit erleben. Die gesamten Interviewaufnahmen betragen 1 Stunde 16 Minuten und 149 Codes wurden erstellt.

6.1.1 Wohnen

IP4 wohnt bei ihren Eltern zu Hause. Frau M. ist zusammen mit den Geschwistern zu Hause aufgewachsen. Sie hat selber entschieden einmal im Monat ins Wohnheim zu gehen um etwas anderes zu erleben und würde in Zukunft gerne öfter im Wohnhaus sein. Ins Gasthaus gehen während den Wochenenden im Wohnhaus. Ihr gefällt es sehr gut und würde dies gerne öfters erleben. Sie freut sich, dass sie ein Wochenende im Monat im Wohnheim übernachtet.

Frau M. hat eine gute Beziehung zu den einzelnen Familienmitgliedern. Innerhalb der Familie kommt es manchmal zu Meinungsverschiedenheiten. Da die Mutter alles zu Hause erledigt, würde Frau M. sehr gerne ausziehen um selbstständig Tätigkeiten nachzugehen.

Sie ist für das Wohnhaus schon angemeldet und wartet nun auf ein freies Zimmer. Der Auszug aus dem Elternhaus würde ihr allgemein sehr gut gefallen.

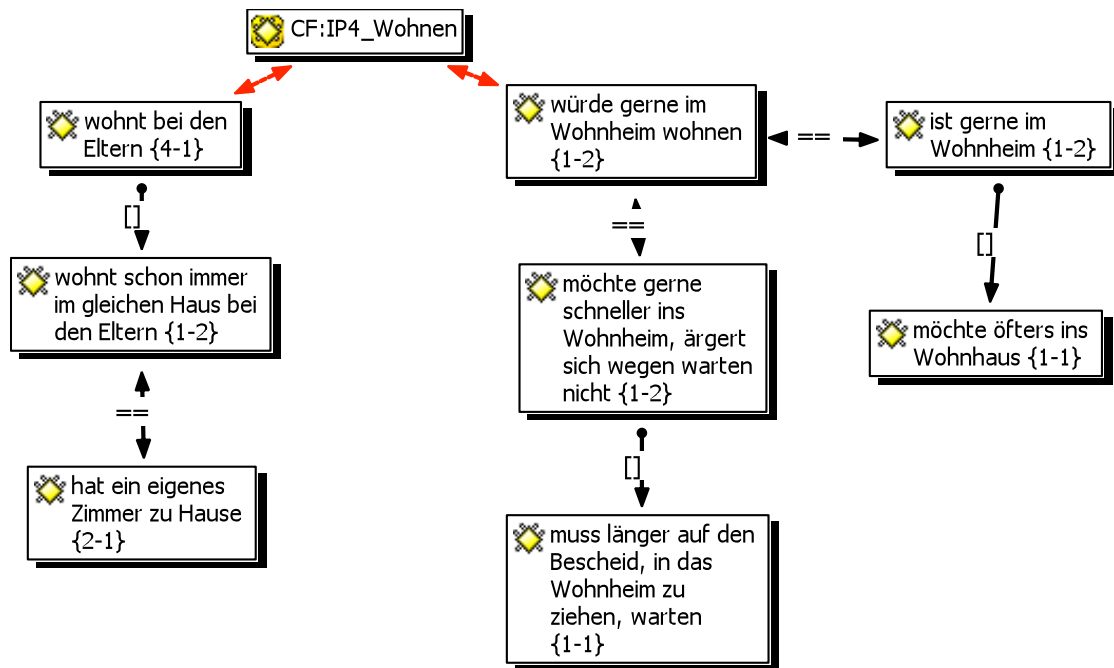


Abbildung 2: IP4_Wohnen

6.1.2 Schule und Arbeit

Frau M. kann sich an die Schule nicht mehr im Detail erinnern, außer das sie 11 Jahre in die Schule ging und eine Freundin hatte. Sie empfand den Klassenlehrer als sehr nett. Die Schule befand sich sehr weit weg von zu Hause, deshalb musste sie mit einem Taxiunternehmen zur Schule und wieder nach Hause gebracht werden. Nun fährt sie mit dem öffentlichen Bus eine kürzere Strecke zur Werkstatt.

Die Werkstatt gefällt ihr gut und sie möchte bei dieser Arbeit bleiben. Sie hat sich nach der Schule zuvor noch eine andere Werkstatt angeschaut, jedoch empfand sie diese als zu groß. Sie konnte zuerst in der Werkstatt schnuppern bevor sie angefangen hat zu arbeiten. Mittlerweile ist sie schon lange Zeit in der Werkstätte. Frau M. arbeitet in der selbstständigen Gruppe und kommt mit ihren Kollegen gut aus. Es ist ihr wichtig die Arbeit selbst einteilen zu können, um zu wissen wann sie nach Hause gehen kann. Auch ist ihr Wichtig selbstständig Arbeiten zu erledigen.

Sie geht mit ihrer Werkstattgruppe schwimmen oder unternimmt Ausflüge mit ihnen. Sie freut sich schon über ihre drei Wochen Urlaub.

Sie hat keine konkreten Wünsche und Ziele für die Zukunft, aber möchte sich bis zum Zielwertstreffen Gedanken machen.

Wichtig ist Frau M. in der Werkstätte zu bleiben, möchte nicht viel verändern, außer ein wenig mehr Arbeit zu bekommen. Manchmal hat sie zu wenig Arbeit und wünscht sich mehr Arbeit nach den Ferien.

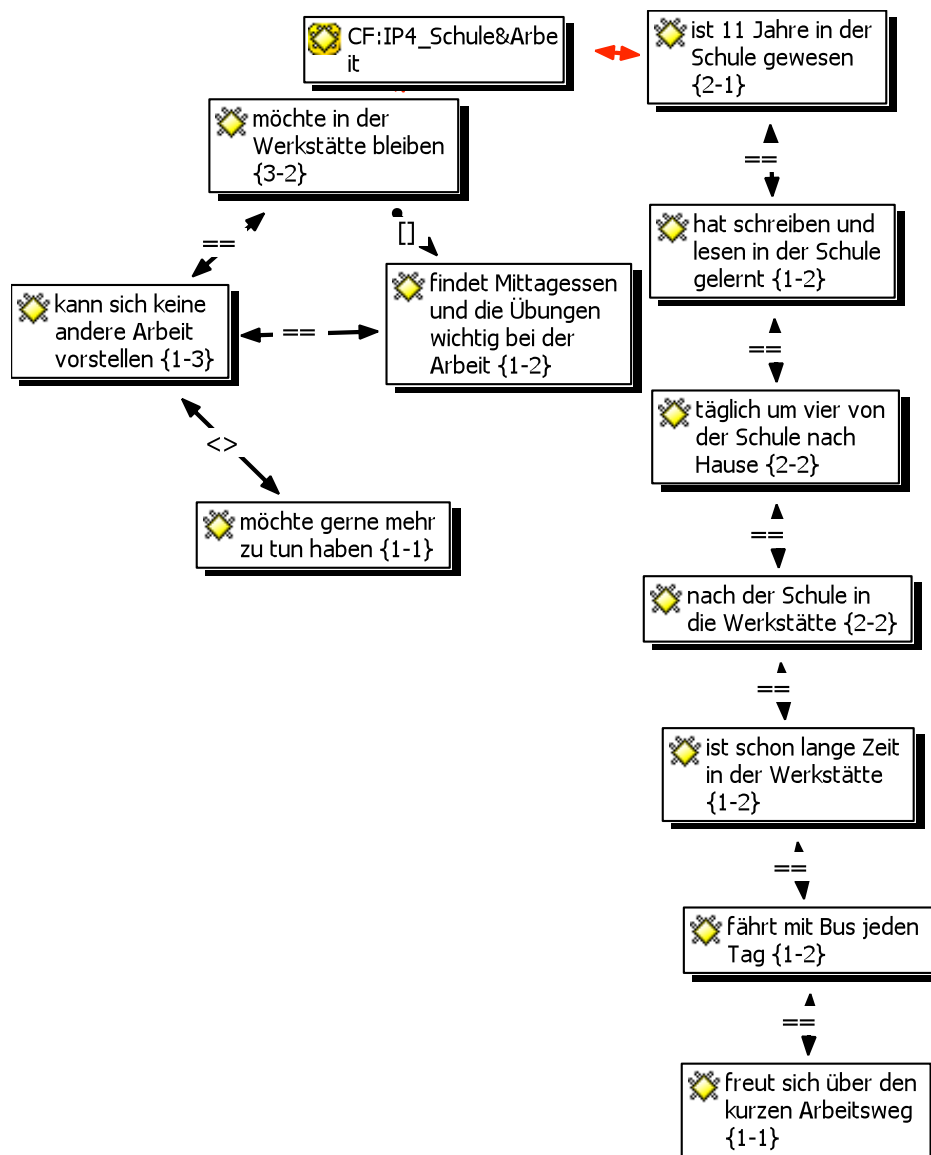


Abbildung 3: IP4_Schule & Beruf

6.1.3 Freizeit

Frau M. sieht nicht fern, weil es ihr nach eigenen Angaben zu schnell geht und zu anstrengend ist. Sie verbringt ihre Zeit meistens zu Hause beim Puzzle spielen, wenn es heiß draußen ist oder fährt mit dem Fahrrad.

Die Hobbys von Frau M. sind Schwimmen, Radfahren und reiten. Reittherapie hat sie einmal pro Woche und freut sich immer auf diese Zeit.

Mit ihrer Mutter und Schwester geht sie gerne einkaufen, auch häufig am Sonntag in die Kirche. Am Kirchenbesuch gefällt ihr, dass sie aus dem Haus kommt. Sie äußert den Wunsch öfters mit der Familie ins Gasthaus zu gehen. Frau M. ist die meiste Zeit zu Hause. Wenn es zu heiß ist muss Frau M. viel liegen wegen ihrem Kreislauf. Zu Hause schaut sie sich gerne Bücher an oder hört Kassetten.

Sie bedauert es keine Freunde zu haben um mit denen die Freizeit zu verbringen. Ihr Neffe kommt öfters zum spielen und übernachtet auch bei ihr zu Hause.

Wichtig im Leben ist ihr das Reiten und mit anderen Personen gut umgehen zu können. Sie wünscht sich mehr Aktivitäten und mehr unter Mitmenschen zu kommen.

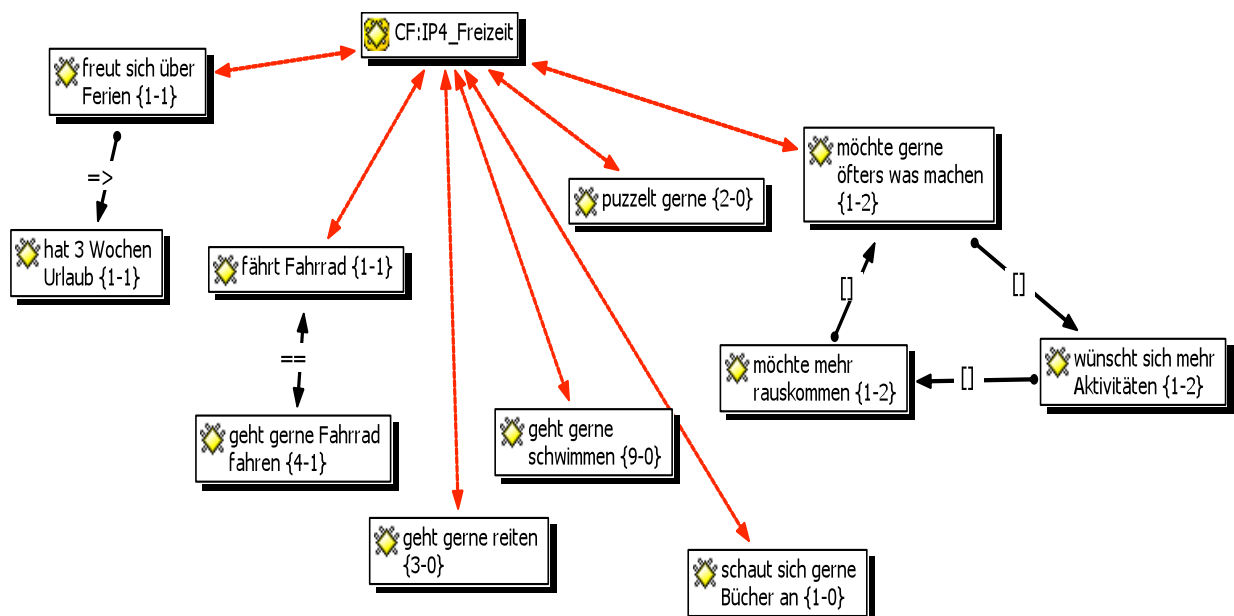


Abbildung 4: IP4_Freizeit

6.1.4 Innerfamiliäre Kontakte

Frau M. ist die dritt älteste in der Familie. Sie hat zwei Brüder und eine Schwester. Zu den Geschwistern und Eltern hat sie eine sehr gute Beziehung. Einer der Brüder wohnt zwar nach Aussagen der IP4 noch mit ihr zusammen zu Hause, aber studiert in einem anderen Bundesland und Frau M. sieht den Bruder leider viel zu selten. Sie freut sich mit der ganzen Familie Feste zu feiern und hat Spaß daran, dass die ganze Familie teilnimmt. Frau M. verbringt gerne Zeit mit ihrem Neffen, manchmal schläft er auch bei IP4 zu Hause.

Die Mutter hilft ihr immer beim Anziehen in der Früh, dass es schneller geht und am Wochenende macht sie es dann selber. Der Vater kann nach der Operation nicht mehr den Rollstuhl schieben oder Frau M. aufheben. Sie hat ein sehr gutes Verhältnis zu den Eltern. Einkaufen geht sie gerne mit der Mutter und Schwester. Die Schwester ist auch ihre Ansprechperson, wenn sie Probleme hat. Die Schwester wohnt ganz in der Nähe mit ihrer Familie. Der andere Bruder wohnt, sowie die Schwester, in der Umgebung des Elternhauses. Frau M. hat allgemein sehr viel Kontakt zu den Geschwister.

Sie freut sich auf ihren Geburtstag, weil sie feiert ihren Geburtstag in der Werkstätte und zu Hause.

Sie ist schon immer in der Familie aufgewachsen, ist viel zu Hause und macht Ausflüge mit der Familie in den Ferien, wenn sie drei Wochen Urlaub hat.

Bei Traurigkeit spricht sie mit ihrer Mutter oder Schwester. Ihre Mutter gibt ihr immer Geld, weil sie selber ihr Geld nicht verwaltet.

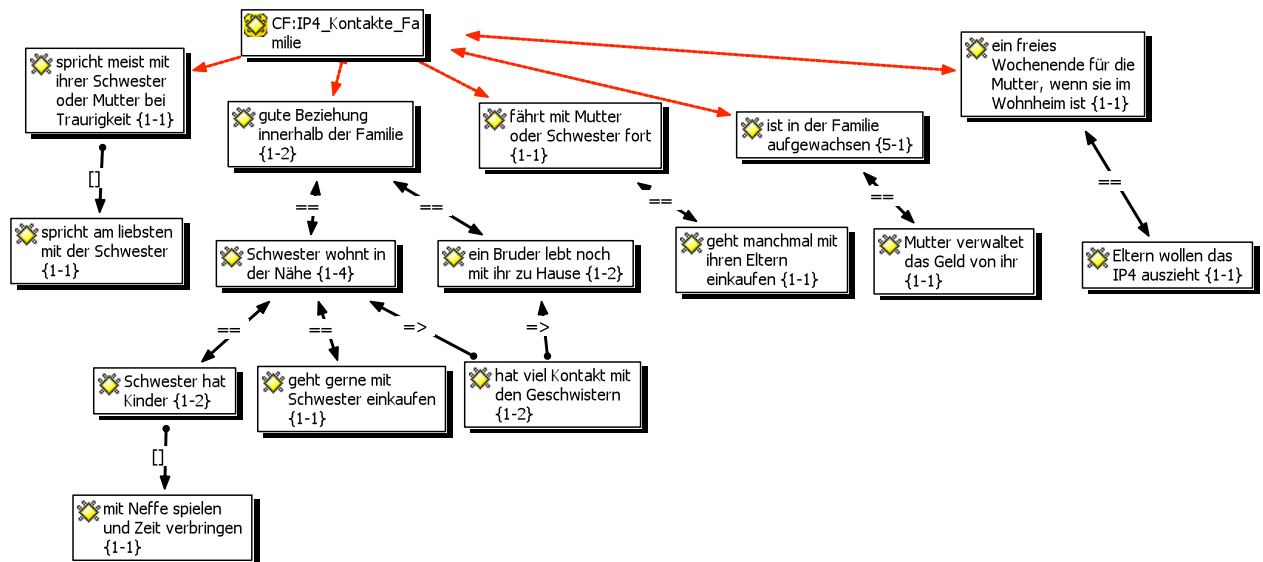


Abbildung 5: IP4_Familie

6.1.5 Außerfamiliäre Kontakte

Frau M. hat ein positives Verhältnis zu den Betreuer. Sie hat Freude am Interview und spricht das auch an. Fröhlich ist sie, weil sie mit dem Interviewer sprechen darf. Traurig macht sie, wenn jemand Anderer sie wütend macht. Wütend wird sie dann, wenn sie gehänselt wird. Ein Kollege in der Werkstatt stellt immer blöde Fragen und das nervt sie. Sie mag es nicht wenn sie Andere in der Werkstatt hänseln. Sie hat einen Freundin in der selbstständigen Gruppe, mit der sie immer mit dem selben Bus zur Werkstatt und nach Hause fährt.

Aber zum Zeitpunkt des Interviews ist der Kontakt zur Kollegin abgebrochen, weil sie sich gestritten haben. Sie hat Freunde in der Werkstatt, aber keine besten Freunde und hat den Leiter der Werkstätte als Wegbegleiter. Bei Übungen, wie auf dem Ball sitzen bleiben, braucht sie die Unterstützung der Betreuer, dabei möchte sie das Betreuer mit ihr nett umgehen.

Früher hatte sie eine Nachbarin, die mit ihr gespielt und Zeit verbracht hat. Dieser Kontakt ist leider nicht mehr aufrecht erhalten.

Freundschaften hatte sie früher einige, die vermisst sie auch. Frau M. hatte viel Kontakt mit Verwandten bzw. Bekannten, die jedoch verstorben sind.

Sie wünscht sich einen Sachwalter, wenn die Eltern nicht mehr leben, da die Mutter bisher

das Geld verwaltet hat und wenn diese nicht mehr ist, kann das Geld gleich zum Wohnheim geschickt werden.

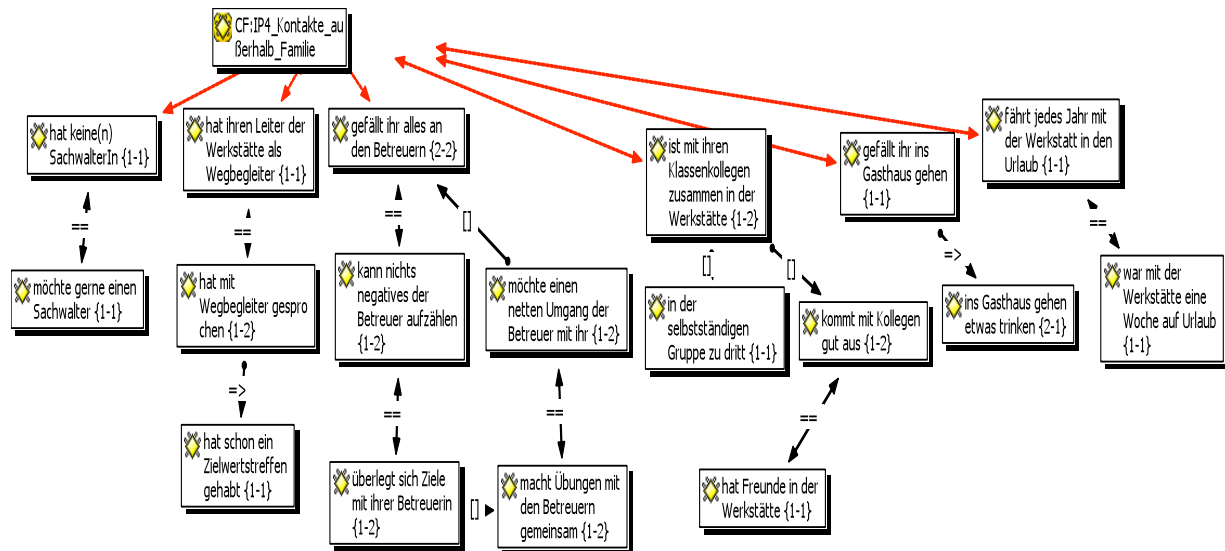


Abbildung 6: IP4_außerfamiliäre Kontakte

6.2 Soziale Kontakte von Frau E.

Nach dem Tod ihrer Mutter kam Frau E. durch ihre Sachwalterin in ein betreutes Wohnhaus. Frau E. wünscht sich mehr Kontakt zu ihren Vater und freut sich immer wieder auf Treffen mit ihrem Bruder, da ihr der Kontakt zur Familie sehr wichtig ist. Sie schreibt fast täglich Mails an ihren Vater und Bruder. Frau E. wurde insgesamt 1 Stunde 41 Minuten interviewt und 243 Codes wurden erstellt.

6.2.1 Wohnen

Mit 22 Jahren kam Frau E. in ein betreutes Wohnhaus. Sie hatte ihre Kindheit zusammen mit ihrem Bruder bei ihren Eltern und der Großmutter in einem Haus verbracht. Während der Zeit als sie nach der Volksschule bei ihrer Mutter zu Hause gewesen ist, als sie ca. 15 Jahre alt war, haben sich die Eltern scheiden lassen. Frau E. zog mit ihrer Mutter in eine Wohnung. Sie zwei verbrachten zusammen die Zeit bis zu dem Tod der Mutter, da war Frau E. 21 Jahre alt.

Nun wohnt sie mit 22 anderen Personen in einem Wohnhaus und hat ein eigenes Zimmer. In ihrem Zimmer ist ihr der Computer am Wichtigsten. Sie empfand den Einzug ins Wohnhaus als Normal. Sie hat zuvor in einem anderen Wohnhaus gewohnt und musste wegen Wasserschaden übersiedeln.

Sie kann sich selber aussuchen wann sie ins Bett geht und steht normalerweise immer um 6 Uhr in der Früh auf. Sie hat keinen Wecker im Zimmer, deshalb wird sie immer von einem Betreuer geweckt. In dem Wohnhaus fühlt sie sich wohl und kommt mit den Bewohner sehr gut aus. Das Einzige was IP9 stört ist, wenn die Chefin Nachtdienst hat.

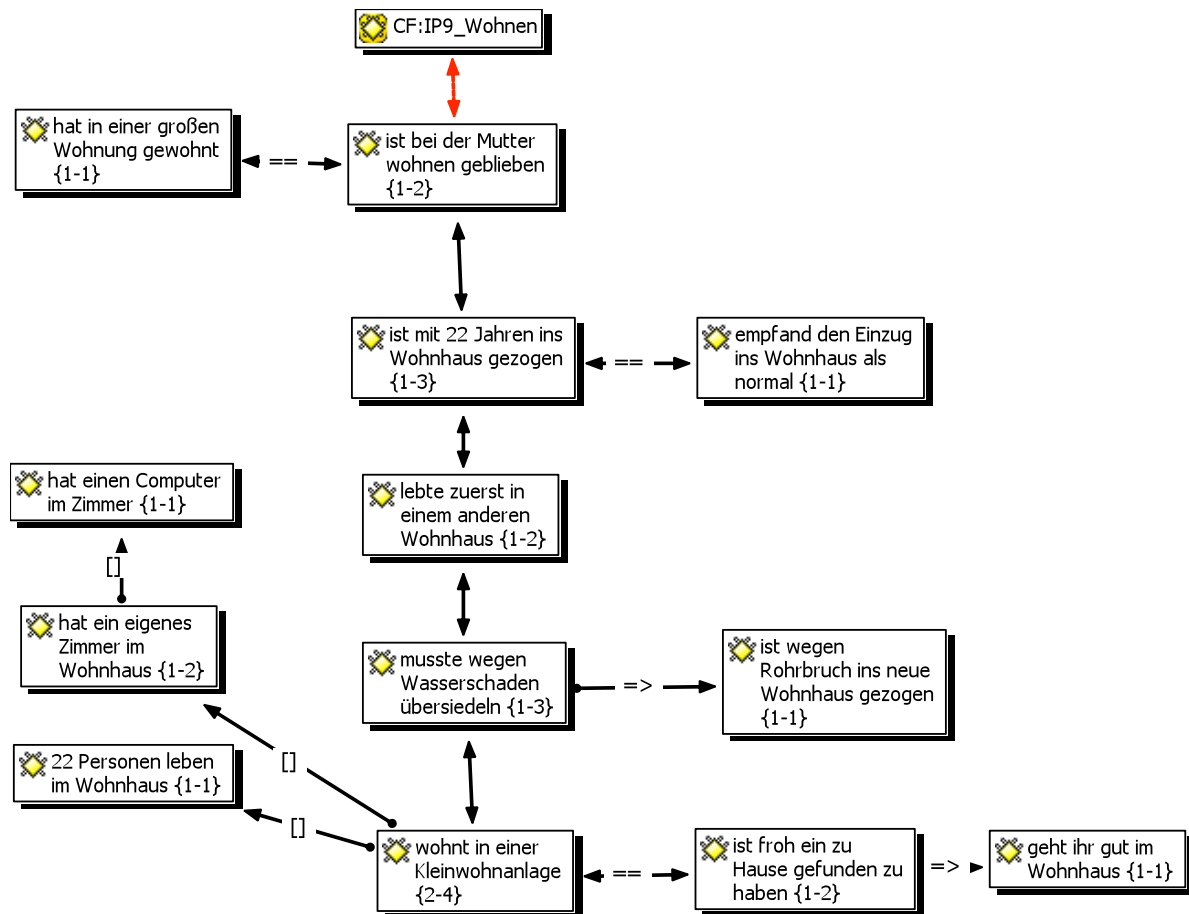


Abbildung 7: IP9_ Wohnen

6.2.2 Schule und Arbeit

Die Schulzeit von Frau E. war sehr kurz. Sie ging nur 4 Jahre in eine Integrationsklasse und wurde immer von der Mutter zur Schule gebracht. In der Schule bekam sie immer leichte Hausaufgaben. Das Lernen empfand sie als mittelmäßig schwer. Sie hat sich nicht mit allen Mitschülern sehr gut verstanden. Sie hatte auch Angst vor einem Mitschüler, weil dieser ihr immer in der Pause nachgerannt ist. Wegen Probleme in Mathematik hat sie eine Stützlehrerin erhalten. Frau E. blieb nach der Volksschule 11 Jahre zu Hause bei ihrer Mutter. Die Mutter hat mit ihr viele Aufgaben gemacht und auch mit ihr geübt. Mit 21 Jahren kam Frau E. in die Werkstätte. Sie hat zuvor in einer anderen Werkstatt geschnuppert, aber keinen Platz in dieser bekommen. Sie ist froh eine Arbeit gefunden zu

haben und möchte sie, auch wenn sie ständig das gleiche in der Werkstatt arbeitet, nie in eine andere Werkstatt wechseln. Sie fährt mit einem Fahrtendienst in die Werkstatt und nach der Arbeit wieder zurück ins Wohnhaus. Über ihre Aufgaben spricht sie mit den Betreuern und ist allgemein zufrieden mit ihrer Arbeit. Es kamen keine anderen Berufswünsche in Frage, jedoch könnte sie sich gut vorstellen in der Küche von der Werkstatt zu arbeiten, da sie auch schon in der Küche geschnuppert hat. Ihr Traumberuf wäre Lehrerin gewesen, aber das kann sie wegen ihres Schulabbruches nicht verwirklichen.

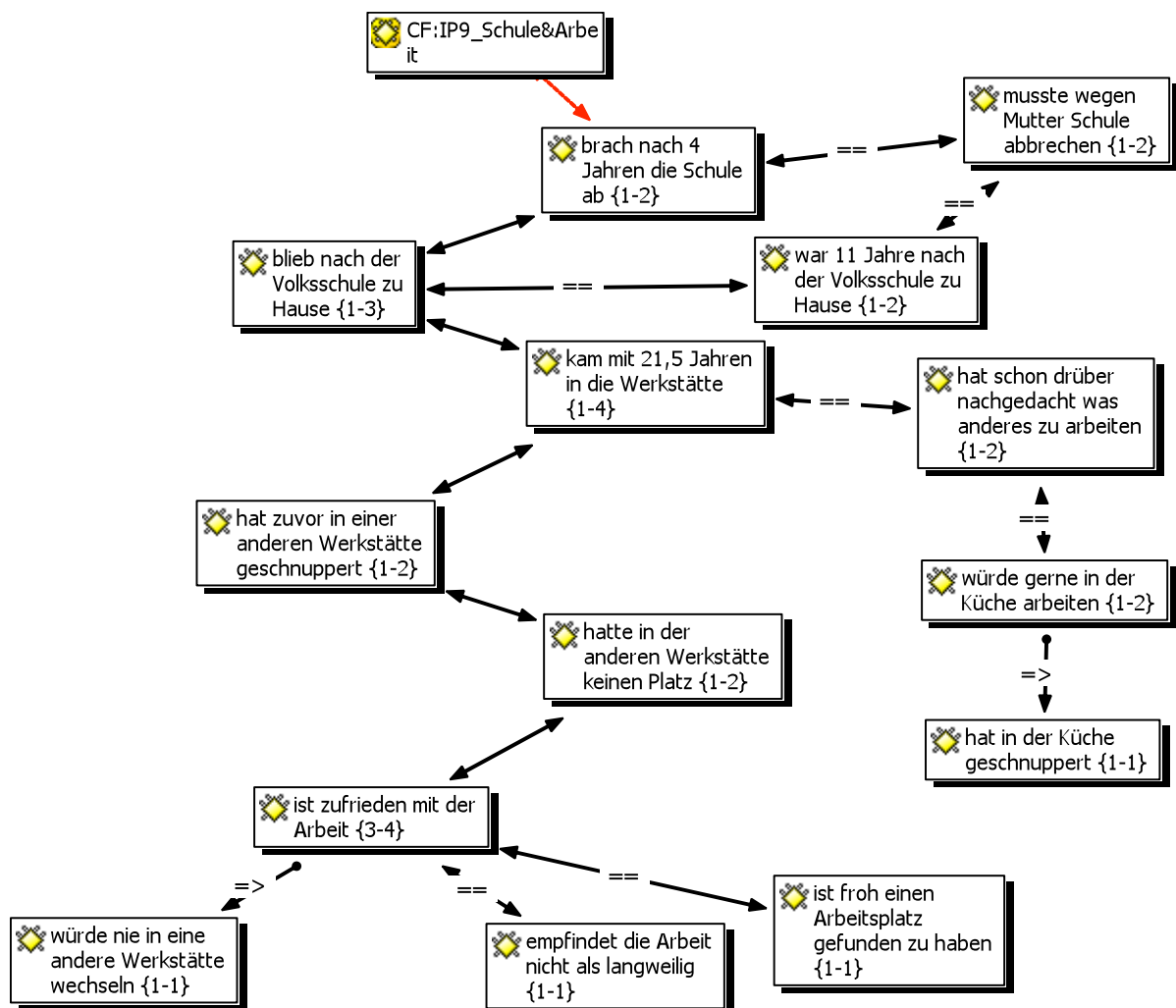


Abbildung 8: IP9_Schule & Arbeit

6.2.3 Freizeit

Frau E. besitzt einen eigenen Computer und verbringt gerne ihre Freizeit E-Mails an ihren Vater oder Bruder zu schicken. Für das Essen im Wohnhaus bereitet sie manchmal den Salat mit Dressing an. Sie bespricht beim Abendessen mit den Betreuern was noch gemacht werden könnte bevor sie ins Bett geht. Wenn sie sich nicht an den Computer sitzt, dann hört sie gerne Musik, schaut sich Fotos von der Kindheit an, badet gerne oder spielt mit den Mitbewohner „Mensch ärgere dich nicht“. Sie freut sich, wenn sie auf Konzerte ihres Bruders eingeladen ist oder sie mit ihrem Bruder essen geht. Sonst geht Frau E. auch gerne spazieren bei Schönwetter.

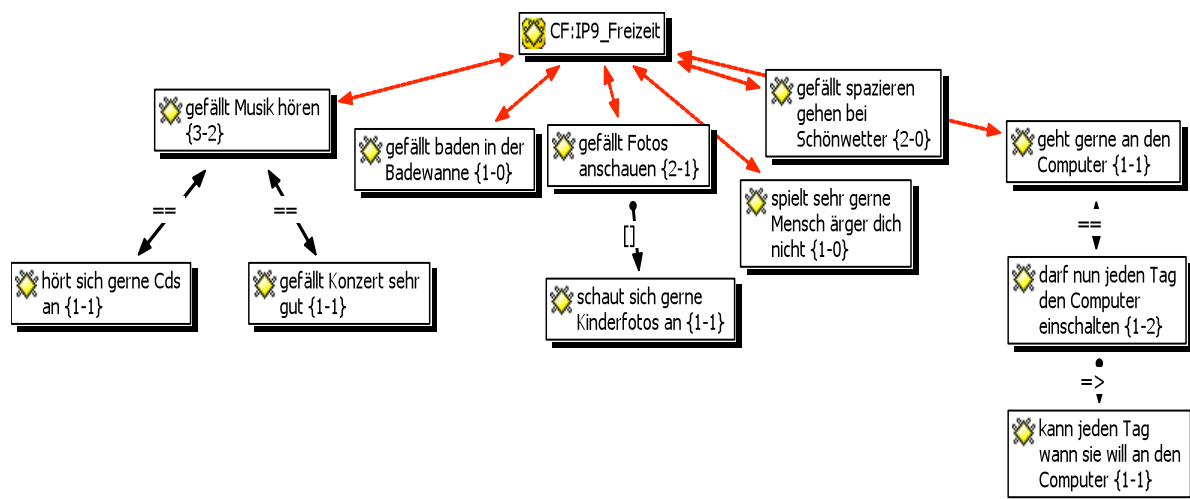


Abbildung 9: IP9_ Freizeit

6.2.4 Innerfamiliäre Kontakte

Der Bruder von Frau E., der älter ist als sie, wohnt mit seiner Frau und seinen zwei Kindern ganz in der Nähe von ihr. Sie geht gerne zu ihrem Bruder Kaffee trinken oder sie gehen gemeinsam chinesisch essen. Solche Treffen machen sie sich per E-Mail aus. Frau E. hat sehr viel Kontakt zu ihrem Bruder und kann von einem sehr guten Verhältnis zum Bruder sprechen. Er besucht sie zwei oder dreimal im Monat. Sie freut sich sehr, wenn sie auf Konzerte von ihrem Bruder eingeladen ist. Ihr Bruder war gemeinsam mit ihrem Vater

beim Zielwertstreffen im Wohnhaus anwesend. Ihr Vater ist Seefahrer und fährt um die ganze Welt. Er hat zeitgleich mit dem Einzug ins Wohnhaus von Frau E. noch einmal geheiratet. Zu ihrem Vater hat sie ein gutes Verhältnis, vermisst ihren Vater und möchte sich öfter mit Vater treffen. Sie hofft, dass sie ihren Vater in seiner Pension mehrmals sieht. Frau E. hatte nicht immer Kontakt zu ihrem Vater, weil es die Mutter nach der Scheidung verweigert hat. Zuvor haben sich die Eltern sehr viel gestritten und es war für Frau E. eine unangenehme Zeit. Ihre Mutter war ihr immer sehr wichtig und zog auch nach der Scheidung mit ihr in eine Wohnung. Nach dem Schulabbruch hat die Mutter mit ihr zu Hause gelernt. Sie betreute ihre Mutter bis zu ihrem Tod.

Im Wohnhaus hat sie per E-Mail Kontakt zum Vater, Bruder und zu Freunden. Sie wünscht sich dennoch mehr Kontakt zur Familie und zu Freunden. Die Familie ist ihr am Wichtigsten in ihrem Leben und erst dann kommt die Arbeit. Frau E. hat viele Verwandte und Kollegen als Freunde.

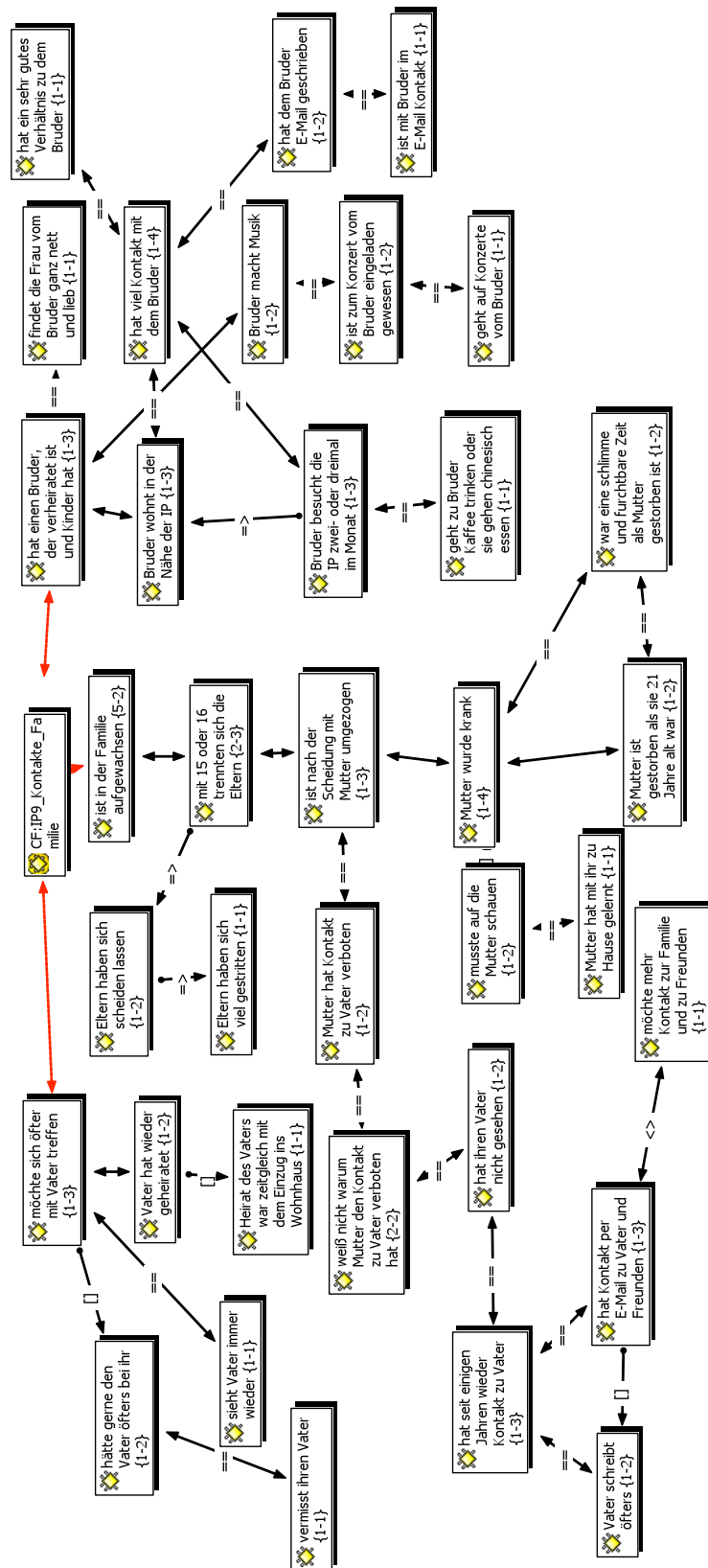


Abbildung 10: IP 9_Familie

6.2.5 Außerfamiliäre Kontakte

Frau E. verstand sich sehr gut mit der Stützlehrerin in der Integrationsklasse. Frau E. hat einen guten Kontakt zur Freundin von der Volksschule. Diese hat sie jeden zweiten Tag, nach Abbrechen der Volksschule, zu Hause besucht. Die Sachwalterin kam mit der Idee nach dem Tod ihrer Mutter ins Wohnhaus zu ziehen. Seit sie im Wohnhaus ist schreibt sie an die Freundin Briefe, weil diese weggezogen ist und Frau E. leider keine E-Mail Adresse von ihr hat. Beim Einschalten des Computers braucht sie Hilfe von den Betreuer. Frau E. findet die Betreuer nett, höflich, lieb und hilfsbereit. Die Betreuer wählen nicht die Kleidung oder bestimmen die Uhrzeit wann geduscht werden sollte, das kann sie alles selber entscheiden. Es stört sie nicht wenn eine männliche Betreuung sie anzieht oder duscht. Eine Wohnbetreuerin ist ständig in der Früh schlecht gelaunt und das gefällt Frau E. nicht. Bestimmte Wohnbetreuer sind ihre wichtigsten Ansprechpersonen. Eine Zeit lang durfte sie nicht, wegen der Entscheidung von der Chefin, jeden Tag am Computer sitzen. Sie fand es anfangs nervig nur jeden zweiten Tag den Computer zu benutzen, weil sie die Befürchtung hatte ihr Bruder oder Vater haben ihr eine E-Mail geschrieben. Jedoch durfte sie nach einiger Zeit wieder egal wann an ihrem Computer sitzen. Nach der Meinung von Frau E. kann sich niemand die Chefin aussuchen und würde lieber einen anderen Betreuer als Chef haben. Über Wünsche spricht Frau E. mit Betreuer oder dem Wegbegleiter. Mit dem Wegbegleiter spricht sie sehr selten.

Sie unternimmt manchmal etwas mit Freunden aus dem Wohnhaus, auch versteht sich Frau E. sehr gut mit den Kollegen in der Werkstatt. Sehr selten hat sie Streitereien mit anderen Kollegen in der Werkstatt. Einen Freund hatte sie noch nie, aber sie schwärmt vom Zivi in der Werkstatt.

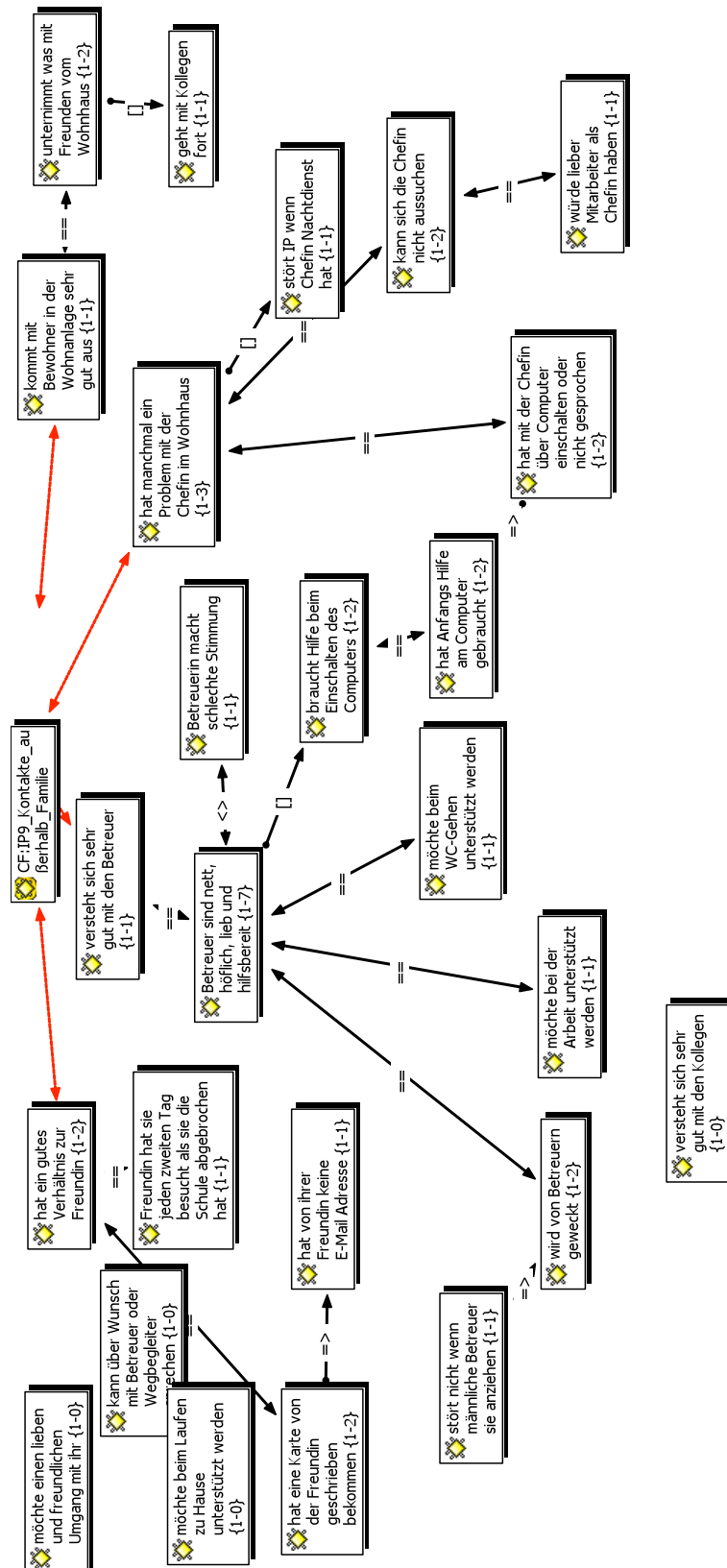


Abbildung 11: IP9_außerfamiliäre Kontakte

6.3 Soziale Kontakte von Frau P.

Frau P. wohnt bei ihren Eltern und ist damit sehr zufrieden. In der Arbeit in einem Lebensmittelhandel gefällt es ihr sehr gut und kann seit längerem nur noch positive Erfahrungen sammeln. Ihr ist die Familie und Arbeit am Wichtigsten. Frau P. erzählte ihre Lebensgeschichte innerhalb 1 Stunde 10 Minuten. Es konnten 153 Codes erstellt werden.

6.3.1 Wohnen

Frau P. wohnt bei ihren Eltern zu Hause. Sie hat nun sehr viel Platz zu Hause, weil ihre fünf Geschwister schon alle ausgezogen sind. Ihr gefällt es sehr gut zu Hause und sie hilft ihrer Mutter beim Haushalt. Ausziehen ist im Moment kein Thema für sie. Sie fühlt sich sehr wohl mit den Eltern zu wohnen.

Sie hat mit 15 Jahren Erfahrungen gesammelt in einer Wohngemeinschaft zu leben. Frau P. ging nach der Hauptschule zwei Jahre in eine Berufsvorschule, die nicht im gleichen Ort war, deswegen blieb sie unter der Woche in einer Wohngemeinschaft und an Wochenende übernachtete sie zu Hause bei ihren Eltern. Sie hatte ihr eigenes Zimmer indem sie sich gerne fürs Lernen zurückzog. Anfangs hatte sie Heimweh, da sie nicht gewohnt war von zu Hause weg zu sein. Frau P. konnte sich nie an den Gedanken gewöhnen in einem Internat zu wohnen.

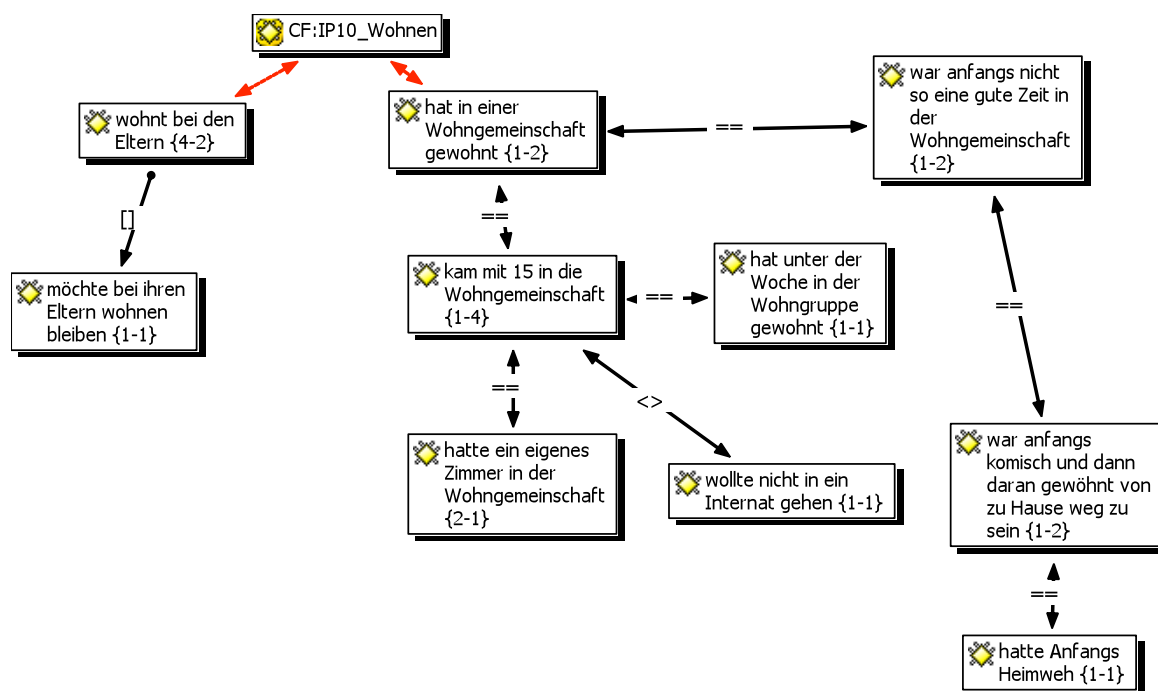


Abbildung 12: IP10_Wohnen

6.3.2 Schule und Arbeit

Die schulische Laufbahn von Frau P. begann in einer integrierten Klasse in der Volksschule. Sie hatte Spaß beim Lernen in der Volksschule, trotz Probleme in Mathematik. Ein gutes Verhältnis konnte sie zu den Lehrern und Mitschülern aufbauen. Danach ging sie in eine Hauptschule und hatte neben Mathematik auch Schwierigkeiten in Physik und Geschichte. Sie bekam einen Stützlehrer zugeteilt, der ihr sehr geholfen hat. Danach hat sie sich verschiedenste Schulen angeschaut und hat sich für zwei dagegen entschieden, weil es mit einem Aufenthalt im Internat gekoppelt gewesen wäre und sie sich nicht vorstellen konnte weg von zu Hause zu wohnen. Darum entschloss sie in eine Berufsvorschule zu gehen. Sie schrieb nur gute Noten, Einser und Zweier und freute sich sehr über diese Noten.

Bei der Suche nach ihrem Beruf hat sie sich vier Berufe angeschaut, unter anderem auch in einem Büro zu arbeiten. Diese Arbeit wollte sie nicht nachgehen wegen der Post sortieren. Nach dem Unterstützungskreis, bei dem die ganze Familie anwesend gewesen ist, hat sie durch ihre Begleiterin ihren Arbeitsplatz in einem Lebensmittelhandel erhalten. Sie wurde

als Lehrling angestellt und arbeitet von Montag bis Freitag, ca. 25 Stunden in der Woche. Sie ist für die Molkerei- und Getränkeabteilung sowie für die Wurst-, Käse- und Brottheke zuständig. Für sie war klar einen Beruf am ersten Arbeitsmarkt nachzugehen und nicht in einer Werkstatt zu arbeiten. Ihre Arbeit macht ihr Spaß.

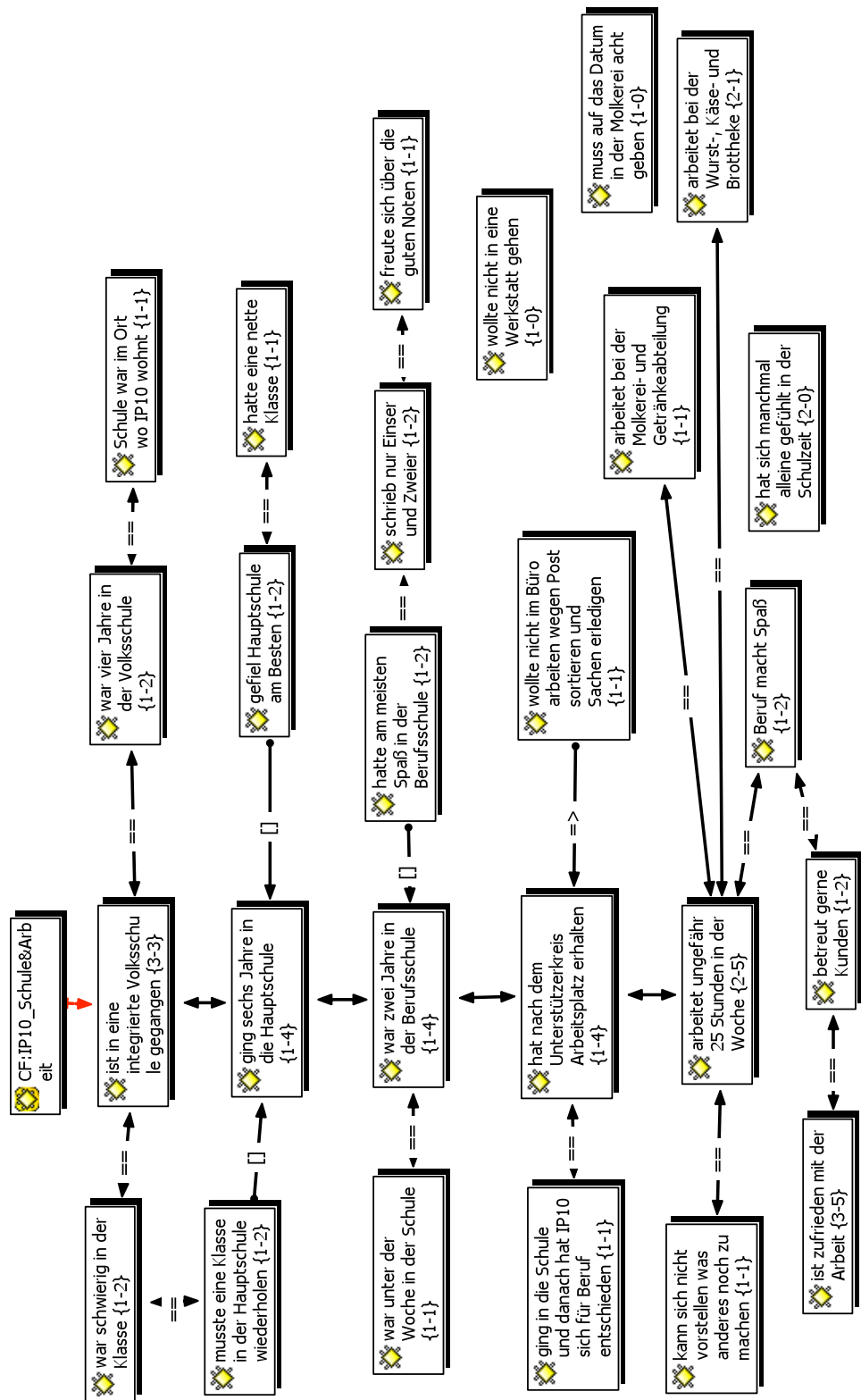


Abbildung 13: IP10_Schule & Arbeit

6.3.3 Freizeit

Nach der Arbeit verbringt Frau P. immer ihre Freizeit zu Hause bei ihren Eltern. Ihr gefällt Nachmittags fernsehen oder der Mutter im Haushalt oder Stall zu helfen. Sie unternimmt sehr viel mit den Eltern. Ihre Schwester kommt täglich zu ihr nach Hause. Ihre Neffen und Nichten spielen dann auch mit ihr.

Wandern geht Frau P. gerne mit ihrem Vater oder fährt gerne mit ihm Auto, um aus dem Ort rauszukommen und weil es ihr Freude macht. Weitere Freizeitaktivitäten sind schwimmen, Rad fahren und Ski fahren. Bei der letzten aufgezählten Aktivität hat sie bei einer aktuellen, in der Zeit der Interviews, Sportveranstaltung die Goldmedaille geholt und ist sehr stolz auf sich selbst gewesen. Sie wurde im ganzen Dorf bei ihrer Ankunft gefeiert. Beim der ersten Sportveranstaltung flogen die Schwester und der Vater von Frau P. mit. Dieses Mal erlebte sie die Reise bzw. Veranstaltung alleine. Sie musste auch eine Sportart beenden, weil keine Zeit mehr zum trainieren wegen ihrer Arbeit im Lebensmittelhandel vorhanden war und einen anderen Sport musste sie aufhören wegen ihren Knien, weil diese Probleme machten. Allgemein findet sie sich im Winter aktiver und sportlicher als im Sommer.

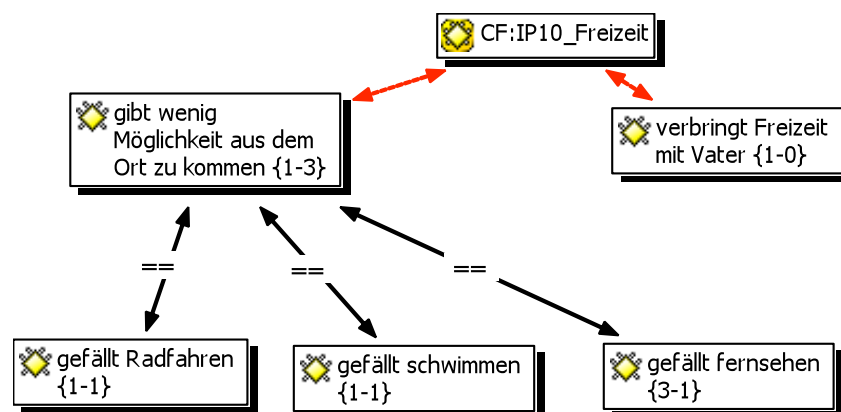


Abbildung 14: IP10_Freizeit

6.3.4 Innerfamiliäre Kontakte

Den engsten familiären Kontakt hat Frau P. zu ihren Eltern, da sie noch mit ihnen zusammen in einem Haus wohnt. Nach Aussagen von Frau P. geben ihr die Eltern Kraft und die nötige Unterstützung bei ihrem Beruf und Sport. Die fünf Geschwister von ihr sind schon alle ausgezogen, daher kann sie auf viel Platz zu Hause sich erfreuen. Ihre Geschwister haben schon eine eigene Familie und sie ist glücklich mehrfache Tante zu sein. Eine Schwester, die auch im gleichen Ort wohnt, kommt jeden Tag zu ihnen, den Eltern und IP10, nach Hause. Sie äußert den Wunsch ihren Bruder öfters zu sehen. Die Eltern, alle Geschwister und auch Begleiterin nahmen am Unterstützungskreis teil. Sie schätzt an ihrer Familie, dass sie eine gute Familie hat und alle zusammen halten.

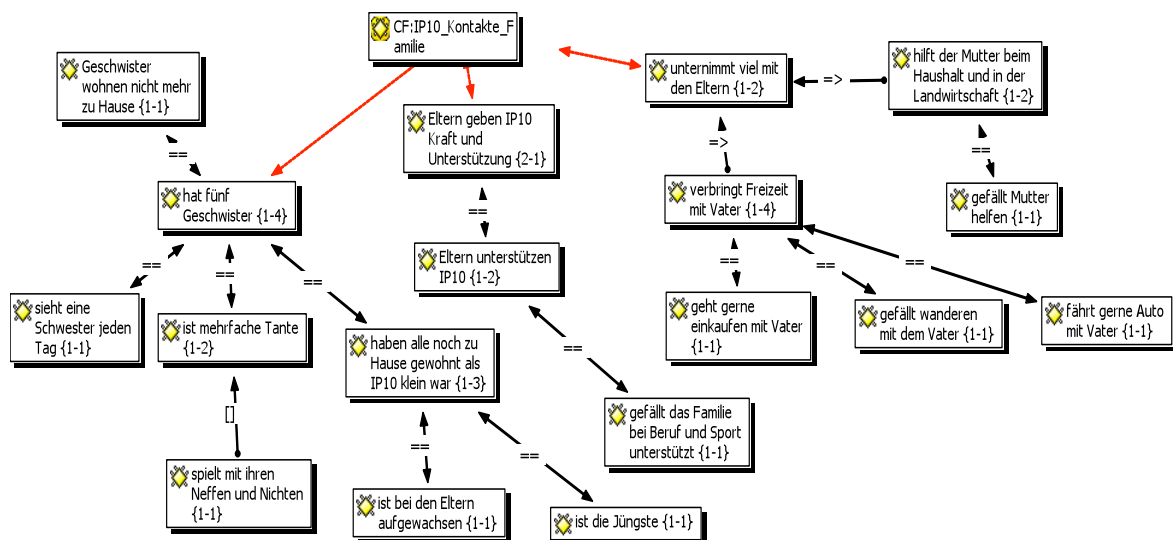


Abbildung 15: IP10_Familie

6.3.5 Außerfamiliäre Kontakte

Mit ihrem Stützlehrer konnte Frau P. in der Hauptschule positive Erfahrungen machen, indem er ihr bei Schwierigkeiten in den Fächern geholfen hat. Eine weitere wichtige Person in der Hauptschule war ihre Cousine, die auch die einzige Freundin in der Zeit gewesen ist. Sie hatte keine Mitschüler als Freunde. Mit diesen hatte sie immer wieder Konflikte. Frau P. gefiel die Hauptschule am Besten, weil sie eine schöne Zeit mit ihrer Cousine als Freundin in der Klasse hatte. Die Cousine war auch die Einzige die zu ihr gehalten hat. Auch in der Berufsvorschule musste sie schlechte Erfahrungen mit den Mitschülern sammeln, so das ein Lehrer sie in eine andere Klasse versetzte.

Bei ihrer Arbeit unterstützt sie ihr Chef von Anfang an. Sie hatte mit einer Kollegin einen Konflikt, hatte auch schon wieder schlechte Erfahrungen gemacht. Der Chef stand hinter ihr und feuerte die Kollegin. In der Zeit des letzten Interviews, ist sie wie eine Mentorin zu einer neuen Kollegin. Sie zeigt ihr was sie in der Arbeit zu tun hat und das gefällt ihr.

Ihr gefällt nicht, wenn die Kunden vom Dorf Fragen über ihr Privatleben stellen. Sie findet, dass sie das nicht zu interessieren hat.

Die Begleiterin von IP10 kommt ein paar Mal unter der Woche zu ihr und sie spricht mit ihr über ihre Probleme bei der Arbeit und unterstützt sie dabei.

Mitschüler in der Berufsvorschule sind nicht nett gewesen und so kam sie mit der Unterstützung von einem Lehrer in eine andere Klasse.

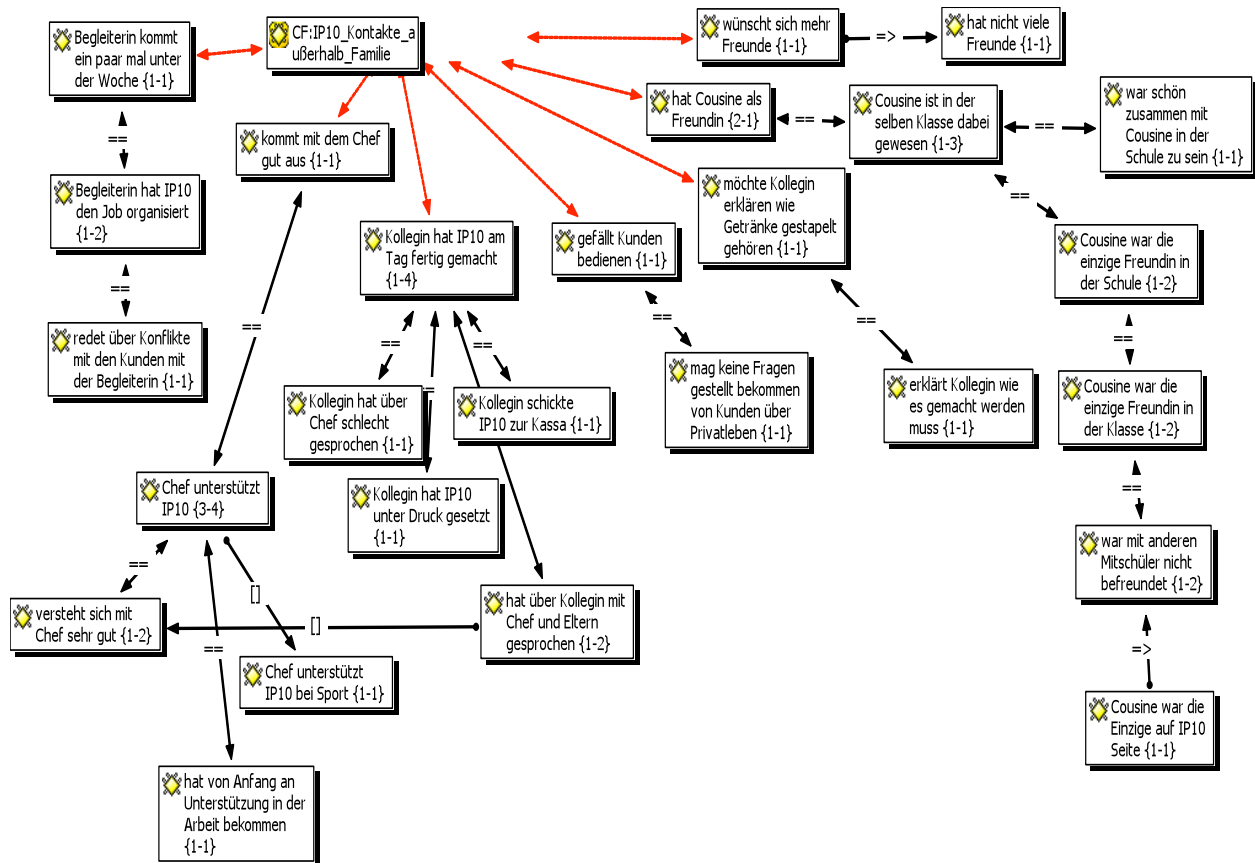


Abbildung 16: IP10_ außerfamiliäre Kontakte

6.4 Soziale Kontakte von Herr K.

Herr K. arbeitet 20 Jahre in der gleichen Werkstatt. Nach seinem Unterstützungskreis haben sich Veränderungen bei der Arbeit vollzogen, jedoch sind diese noch nicht ganz seiner Zielvorstellungen gleich. Er wünscht sich Kontakt zu Menschen ohne Behinderung und offener beim Kennenlernen von Personen zu sein. Herr K. benutzt oft das Wort Behinderung, darum wird es in diesem Abschnitt wortgetreu desöfteren übernommen.

Er würde gerne ein Buch mit seinen Gedichten veröffentlichen.

Die Gesamtlänge der Interviews beträgt 2 Stunden 16 Minuten und wurden 243 Codes ausgearbeitet.

6.4.1 Wohnen

Mit 31 Jahren ist Herr K. von zu Hause ausgezogen. Nach eigenem Interesse und um selbständiger zu werden sind seine eigenen Motive gewesen. Er wollte auch den Auszug, um seine Eltern zu entlasten. IP11 ist froh darüber, dass er den Schritt aus dem Elternhaus gemacht hat. Nun lebt er schon seit sechs Jahren in einem Wohnhaus und könnte sich nicht mehr vorstellen bei den Eltern zu Hause zu wohnen.

Er würde sehr gerne aus dem Wohnhaus ausziehen, weil er sich vorstellen könnte mit Nicht-Behinderten zusammen zu wohnen oder auch alleine zu wohnen mit Assistenz. Die Betreuer suchen nach einer geeigneten Wohnung für ihn, aber es gibt keine barrierefreien Wohnungen, die für ihn passend erscheint. Er bekommt von seiner Familie wegen des Umzuges keine Unterstützung. Seine Eltern und Geschwister sind gegen die Idee des Wohnens von Herr K., weil sie es als schlecht ansehen. Sie glauben nicht, dass er in diesem Rahmen selbstständig wohnen kann, weil er beim zu Bett gehen und aufstehen Hilfe benötigt.

Die Eltern haben auch zu ihm gesagt, dass es finanziell nicht gehen würde. Er arbeitet jetzt schon bei den verschiedensten Arbeitsstellen und trotzdem müssen gelegentlich die Eltern mit Geld aushelfen.

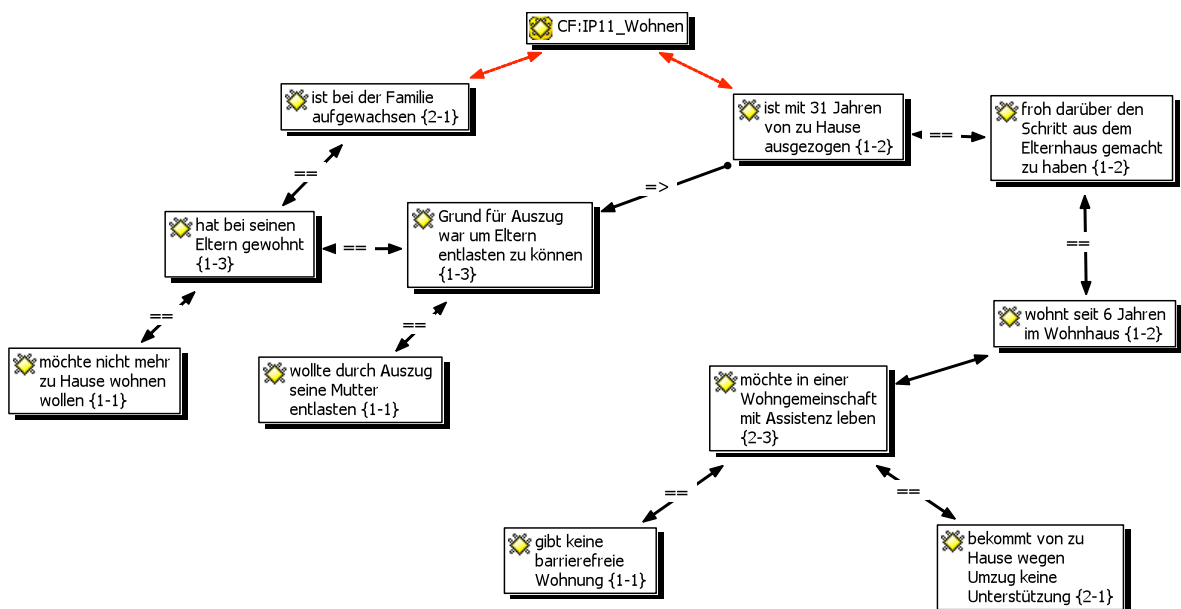


Abbildung 17: IP11_Wohnen

6.4.2 Schule und Arbeit

Er begann die Schule im selben Gebäude, indem der Kindergarten untergebracht war. Herr K. kann sich nicht mehr genau an seine Schulzeit erinnern. Er weiß noch, dass er sehr nette Lehrer hatte, ein gutes Verhältnis zu ihnen pflegte und in der Schule Spaß hatte. IP11 fuhr jeden Tag mit einem Fahrtendienst in die Schule, nachdem er nicht mehr mit seiner Mutter hingebacht wurde. Die Schule hat er mit einem Sonderschulabschluss verlassen und ging gleich darauf in eine Werkstatt. Die Eltern empfanden die Werkstatt als den besten Ort zu arbeiten für ihn. Er wollte eine Arbeitsstelle finden und hat sich von seinen Eltern überreden lassen, dass die Werkstatt besser für ihn ist, da er sonst mit der Tätigkeit in einer anderen Arbeit überfordert werden könnte. Vor Jahren kam der Wunsch wieder auf, die Werkstatt zu verlassen und einer anderen Arbeit nachzugehen. Daher fand ein Unterstützungskreis mit seinen Eltern, einem Bruder und seinem besten Freund statt. Nach dem Treffen wurden verschiedenste Firmen kontaktiert. Herr K. übte ein Vorstellungsgespräch mit seinem Betreuer, weil er noch nie eines führte. Er bekam Absagen von Firmen, jedoch auch eine Zusage zu einem Vorstellungsgespräch. Er kam in die zweite Runde, wurde nicht genommen. Herr K. fragt sich selber was er falsch gemacht hat. Er würde sehr gerne eine Arbeit außerhalb der Werkstatt haben. Er fühlt sich bei seiner Arbeit nicht mehr zugehörig und fühlt sich unterfordert. Nach dem Unterstützungskreis haben sich nicht die Erwartungen von Herr K. erfüllt und es ging ihm alles zu langsam. Das Praktikum bei einer Bibliothek, bei dem er Bücher sortieren, einräumen und katalogisieren musste. Diese Arbeit gefiel ihm sehr gut und er fand es schade, dass er nur ein paar Monate dort arbeitete. Sein Wochenplan hat sich somit verändert, dass er nicht jeden Tag in der Werkstatt verbringt, sondern möchte auch andere Arbeiten nachgehen können. Neben der Werkstatt hilft er einem Rechtsanwalt als Bote. Er malt bei einem Atelier Bilder, die dann zum Verkauf angeboten werden. Herr K. ärgert es, dass er für die verkauften Bilder kein Geld erhält. Er konnte beim AMS schnuppern und fand eine Computertätigkeit. Er muss Listen erstellen und im Internet recherchieren. IP11 gefällt nicht, dass er am Ende eines Flures des Gebäudes am Computer sitzt und arbeitet. Er hat kein eigenes Büro, weil sein Rollstuhl zu breit für die Türen im Gebäude ist. Ihm gefällt

diese Arbeit sehr gut, weil Herr K. schon immer Bürotätigkeiten nachgehen wollte. In der Werkstatt arbeitet er nicht nur mit Holz, sondern bekommt Auftragsarbeiten am Computer. Herr K. ist als Werkstattprecher und in einem Redaktionsteam tätig. Er muss sich jeweils vor Veröffentlichung der Zeitung überlegen was noch hinein geschrieben werden soll. Außerdem hat er sich zum Ziel gesetzt Englisch zu lernen, weil er das Erlernen von einer Fremdsprache nicht in der Schule als Fach gehabt hat. Eine Praktikantin der Werkstatt lernt mit ihm einmal pro Woche nachmittags. Am meisten wünscht er sich eine Arbeit zu finden, die außerhalb des Institutes ist und er nichts mehr mit der Werkstatt zu tun hat.

6.4.3 Freizeit

Herr K. geht sehr gerne in seine Stammkneipe zu seinem Freund. Er hat auch in der Stammkneipe durch einen Freund seinen besten Freund kennengelernt. Ihm gefällt es unterwegs zu sein, sei es ins Kino einen Film anzuschauen oder Pizza am Wochenende essen zu gehen. Er geht gerne Kaffee trinken. In der Freizeit schreibt Herr K. gerne Gedichte und möchte diese auch in Buchform veröffentlichen.

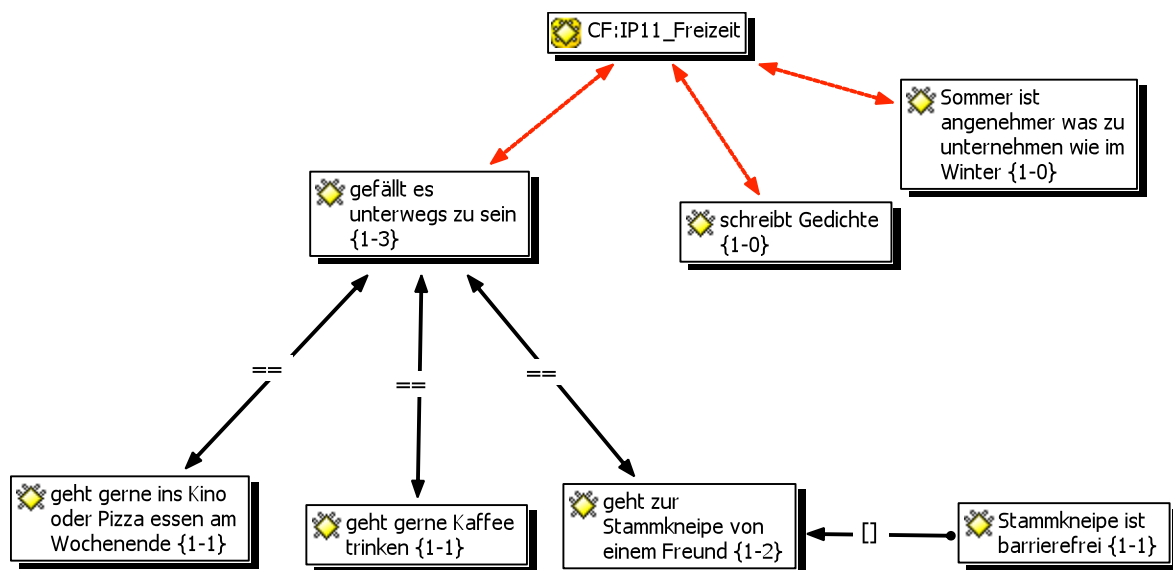


Abbildung 19: IP11_Freizeit

6.4.4 Innerfamiliäre Kontakte

Die Mutter von Herr K. hat sehr viel für ihn getan und sich immer für ihn eingesetzt. Sie möchte nur das Beste für ihn und hat sich beim Eintritt in den Kindergarten für eine integrierten Gruppe angemeldet, jedoch eine Absage bekommen. Darum entschieden sie sich für einen Kindergarten bzw. Schule, die nicht im gleichen Ort liegt. Anfangs hatte die Mutter ihn immer hingefahren und abgeholt. Als Herr K. dann mit 31 Jahren entschlossen hat aus dem Elternhaus auszuziehen, war die Mutter nicht glücklich mit seiner Entscheidung, weil ihr das Loslassen von IP11 schwer fiel. Sie konnte die Entscheidung

ungern akzeptieren. Der Vater war von Anfang an für den Auszug des Sohnes. Auch nach dem Auszug bleiben für Herr K. die Eltern die wichtigsten Ansprechpersonen neben den Betreuer im Wohnhaus.

Neben den Eltern hat er mit seinen drei Brüdern zusammen gewohnt. Er hat ein gutes Verhältnis zu seinen Brüdern, jedoch könnte es besser sein. Er würde sich wünschen, dass sie sich öfters sehen oder auch ihn im Wohnhaus besuchen kommen. Die Brüder wohnen beide in der Nähe der IP11.

Das beste Verhältnis hatte er mit seinem verstorbenen Bruder, der 15 Jahre bevor bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist. Er erlebte sehr viel mit seinem Bruder. Die Beiden gingen sehr oft und gern miteinander fort. Er bezeichnet auch diesen als Lieblingsbruder. Das Wichtigste in seinem Leben ist seine Familie.

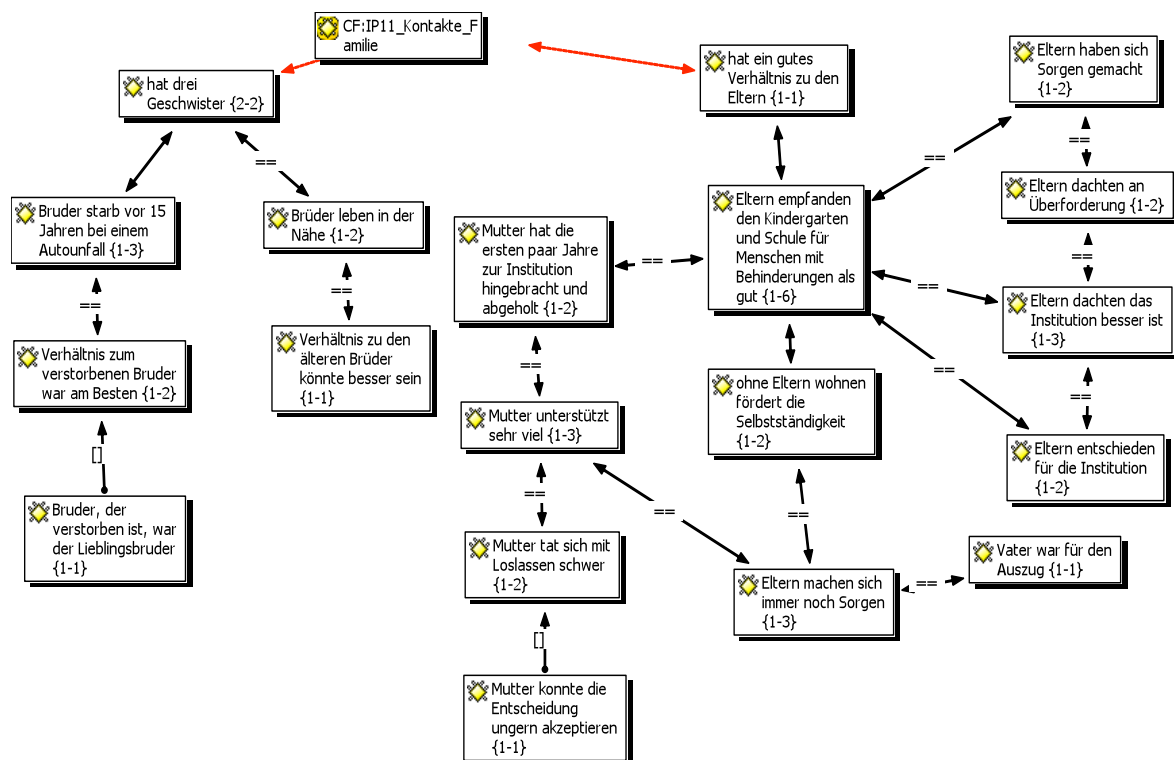


Abbildung 20: IP11_Familie

6.4.5 Außerfamiliäre Kontakte

Herr K. hat einen sehr guten Freund, mit dem er sehr viel unternimmt. Er trifft sich selten mit seinen Arbeitskollegen aus der Werkstatt. Jedoch geht er gerne in seine Stammkneipe um seine Freunde dort zu treffen. Er ist mit einem Freund zu einem Konzert gegangen und hat dabei jemand Neues kennengelernt. Herr K. freut sich schon bis sie sich das nächste Mal sehen. Allgemein wünscht er sich offener zu fremden Personen zu sein, um somit neue Menschen kennenlernen zu können. Er ist sich auch sicher, dass wenn er nicht immer nur mit Behinderten zu tun gehabt hätte, würde er einen großen Freundeskreis wie seine Jahrgänger haben. Er wünscht sich mehr Kontakt zu Nicht-Behinderten.

Er schätzt seinen Bezugsbetreuer, weil der viel mit ihm arbeitet und für das Vorstellungsgespräch geübt hat.

Er lernt am Nachmittag einmal pro Woche mit einer Praktikantin von der Institution Englisch und hat viel Freude daran. Das Interesse an der Sprache wurde geweckt. Herr K. wollte diese Fremdsprache beginnen zu lernen, weil er dies nicht in der Schule hatte.

Herr K. hat einen Wegbegleiter bzw. Integrationsbegleiter, der ihm bei der Arbeitssuche hilft und ihn auch immer gleich mit Neuigkeiten informiert. Er hat einen intensiven Kontakt zu ihm, weil er sich wünscht bei einem anderen Arbeitsplatz zu arbeiten.

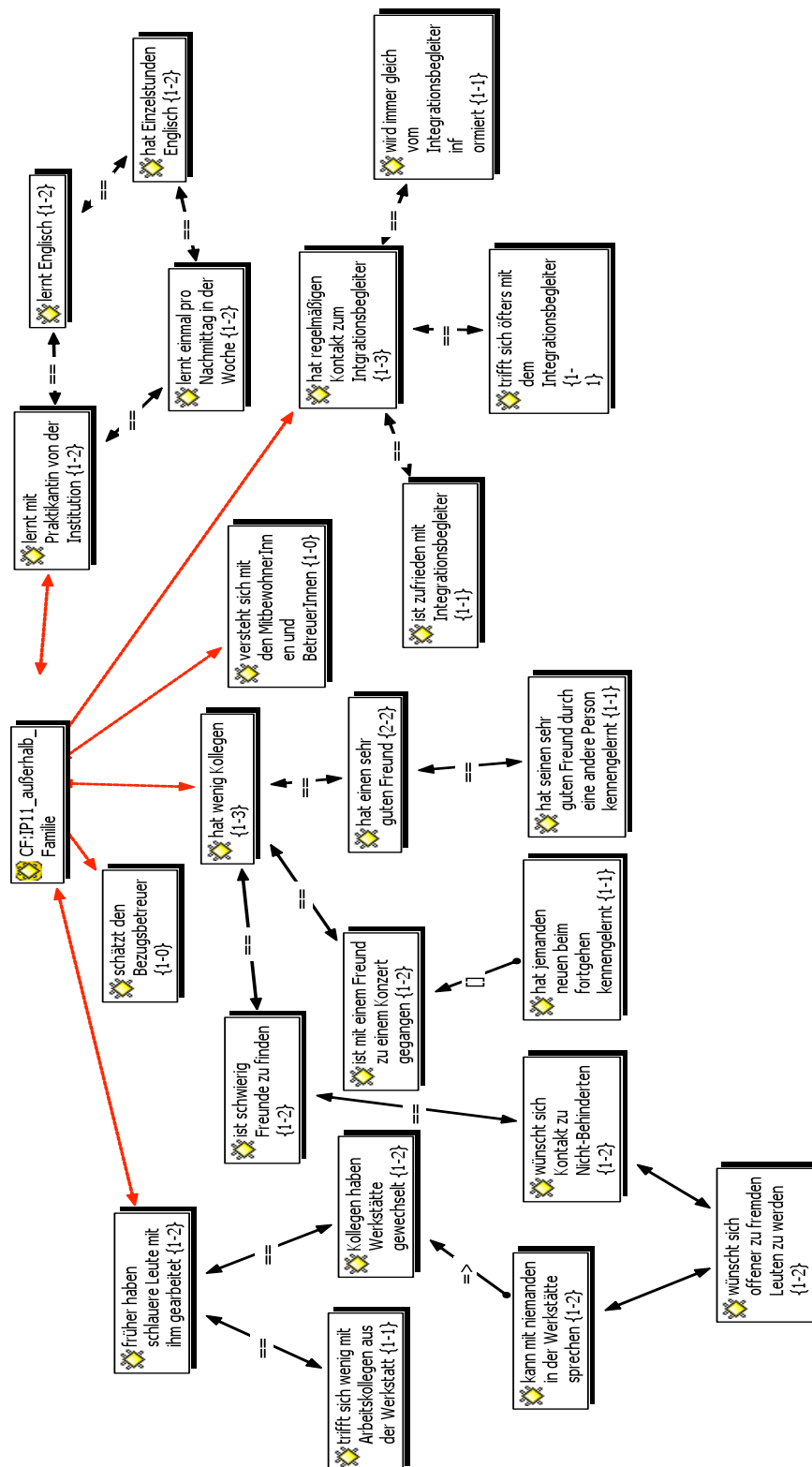


Abbildung 21: IP11_außerfamiliäre Kontakte

6.5 Soziale Kontakte von Herr S.

Nach seinem Unterstützungskreis fand Herr S. seine Arbeit in einem Sportgeschäft. Die Arbeit gefällt ihm sehr gut und er würde gerne mehr arbeiten. Er wohnt noch bei seinen Eltern zu Hause und kann sich einen Auszug finanziell nicht leisten. Herr S. wünscht sich in einer eigenen Wohnung zu leben. Er wurde 1 Stunde 3 Minuten interviewt und es wurden 157 Codes formuliert.

6.5.1 Wohnen

Herr S. würde sehr gerne von seinen Eltern in naher Zukunft ausziehen, jedoch ist es in der momentanen finanziellen Situation für ihn kein Thema. Er verdient zu wenig Geld, dass er sich eine eigene Wohnung leisten könnte. Seine Eltern würden ihn beim Auszug unterstützen, aber er traut sie nicht zu fragen, ob er die Familienbeihilfe und das Pflegegeld für die eigene Wohnung nutzen dürfte. Er kann sich vorstellen später selbstständig zu wohnen und die Wohnung selber zu bezahlen. Um dies zu verwirklichen wünscht er sich eine Lehre als Einzelhandelskaufmann.

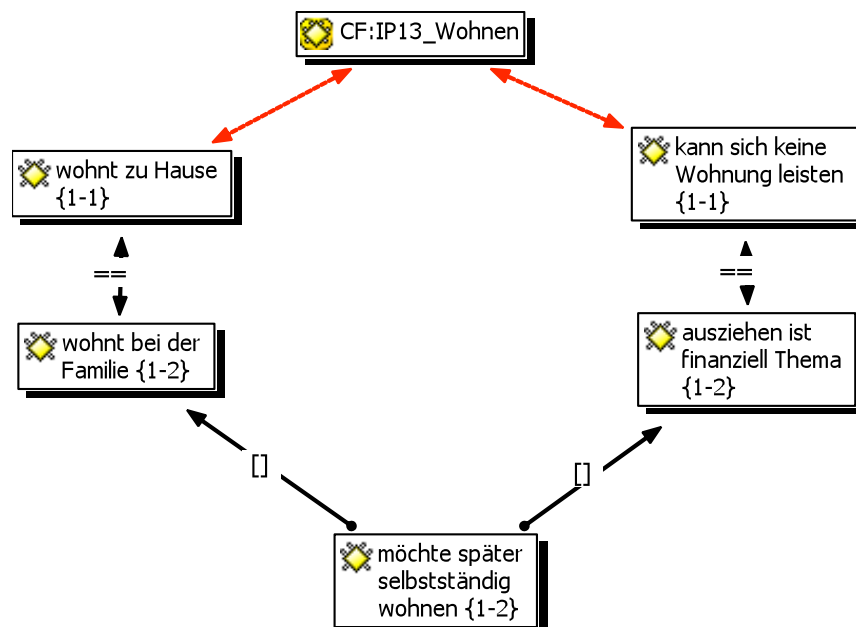


Abbildung 22: IP13_Wohnen

6.5.2 Schule und Arbeit

Herr S. ging in eine integrierte Volksschule und Hauptschule. Ihm ist nicht immer gut in der Schule gegangen. Er ist ein guter Schüler gewesen und hat anderen Mitschülern geholfen, jedoch wurde er mit Vorurteilen und Ausgrenzungen von manchen Mitschülern konfrontiert. Sein Stützlehrer hat sich nur auf seine Aufgabe mit ihm konzentriert, dabei hätte er sich gewünscht, dass der Stützlehrer auch die Situation in der Klasse mit ihm beachtet. Herr S. ist dennoch sehr gerne in die Schule gegangen und hat noch gute Erinnerungen an die Schulzeit.

Nach der Berufsschule wurde ein Unterstützungskreis gemacht, wo die Eltern, Verwandte und Bekannte teilgenommen haben. Es sind 22 Personen zum Treffen gekommen. Dabei haben sie über die verschiedensten Firmen gesprochen, wo Herr S. arbeiten könnte. Danach konnte er auch bei einem Baumarkt für eine kurze Zeit schnuppern, musste aber wegen Chefwechsel bzw. Geldproblemen der Firma wieder auf die Suche nach einer Arbeitsstelle gehen. Er fand seine Arbeitsstelle im Sportgeschäft durch seinen Onkel. Er konnte dann im Sportgeschäft für einige Zeit einmal pro Woche schnuppern kommen. Er arbeitet im Lager und im Geschäft. In der Wintersaison muss er öfters länger arbeiten, da mehr Kunden ins Geschäft kommen.

Er hat nur noch positive Erlebnisse, nachdem er einen Konflikt mit einem Mitarbeiter hatte. Grundsätzlich geht er lieber Problemen aus dem Weg als in eine Streiterei verwickelt zu werden. Er möchte einen respektvollen und netten Umgang in der Arbeit.

Er fährt jeden Tag mit dem Bus zur Arbeit. Die Arbeit bedeutet für ihn Geld verdienen, das er sich für ein selbstständiges Wohnen spart. Sein großer Wunsch ist es eine Ausbildung zu machen. Er würde gerne eine Lehre als Einzelhandelskaufmann anfangen. Nach jahrelanger Arbeit in der Firma sucht er nach neuen Herausforderungen. Er würde sehr gerne zehn Stunden mehr in der Firma arbeiten.

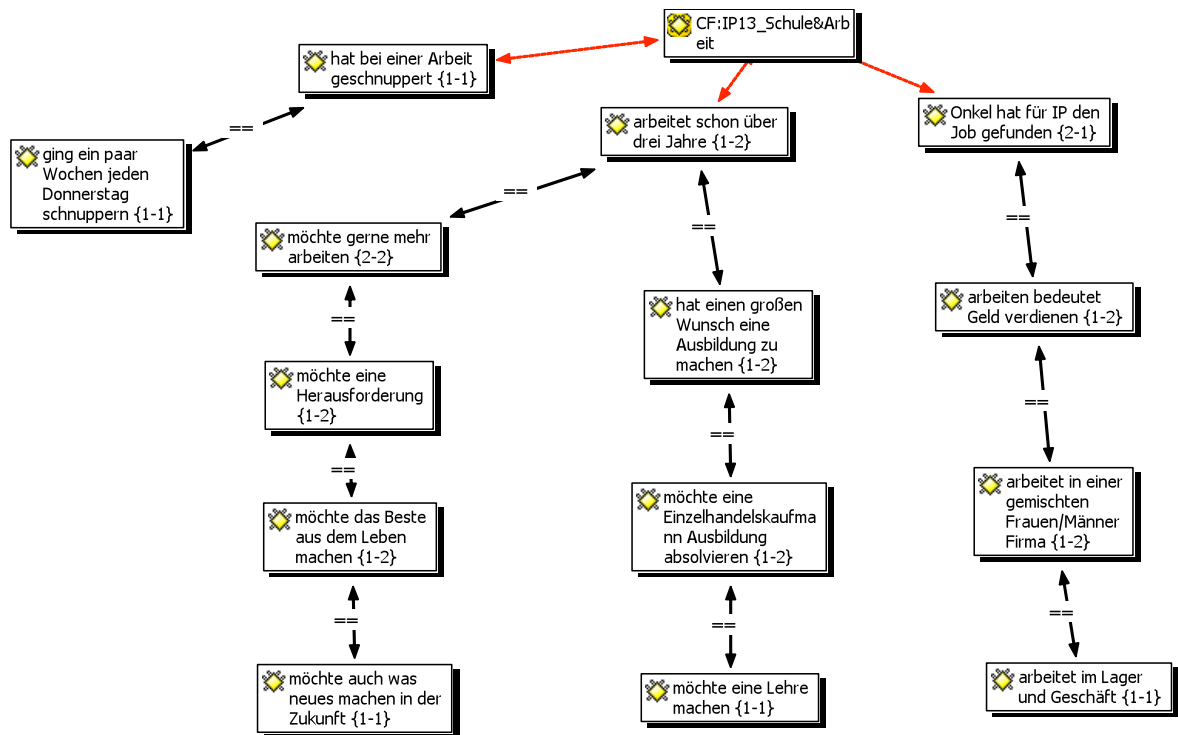


Abbildung 23: IP13_Schule & Arbeit

6.5.3 Freizeit

Herr S. entspannt am Besten vor dem Fernseher in seiner Freizeit.

Er geht sehr gerne wandern und im Winter Skifahren. Jedoch im Winter muss er länger arbeiten und kommt deswegen nur noch selten oder gar nicht zum Skifahren.

Er geht auch öfters mit seinen Kollegen etwas trinken oder in die Disco am Wochenende.

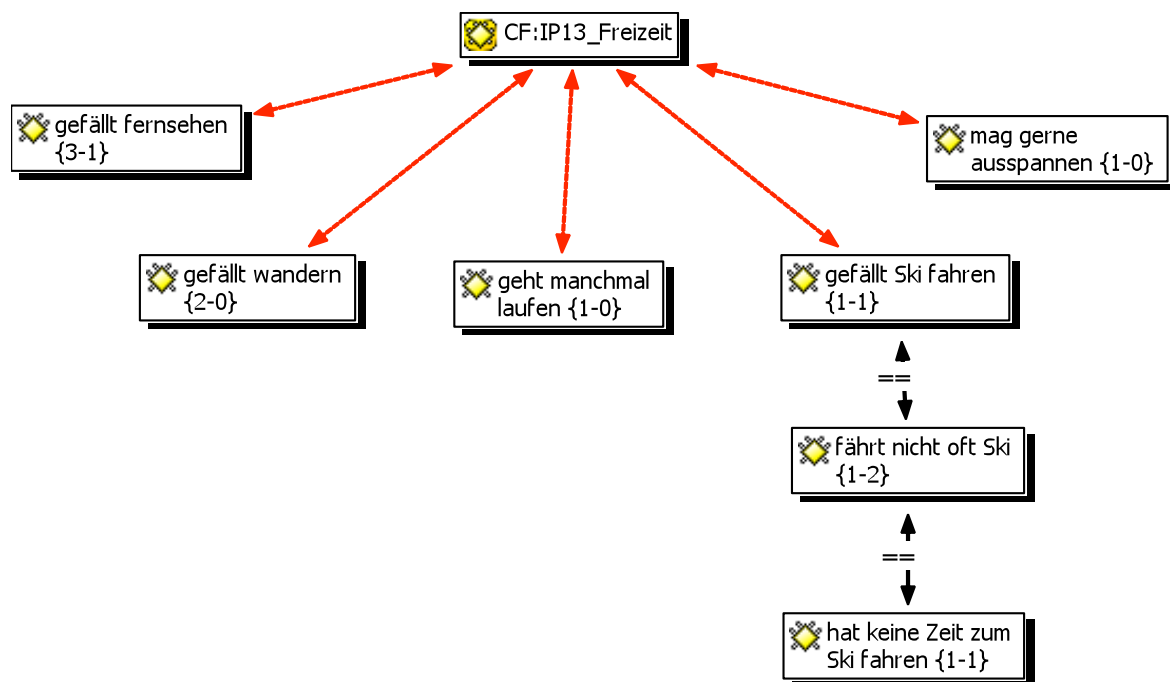


Abbildung 24: IP13_Freizeit

6.5.4 Innerfamiliäre Kontakte

Herr S. Hauptansprechpersonen sind seine Eltern, mit denen er noch zusammen wohnt. Seine Mutter ist Kindergärtnerin und sein Vater ist KfZ-Mechaniker. Seine Beziehung zu den Eltern bezeichnet Herr S. als sehr gut. Er kann sich immer an die Eltern wenden, wobei er sich bei den Problemen, die er in der Schule hatte, nicht mit den Eltern gesprochen hatte. Seinen Auszug aus dem Elternhaus würden die Eltern unterstützen. Jedoch ist er momentan zu Hause sehr zufrieden.

Seine Großeltern sind auch wichtige Personen. Herr S. hat mit seinen Großeltern regelmäßigen Kontakt und hatte schon seit seiner Geburt eine gute Beziehung zu ihnen.

Herr S. hat eine ältere Schwester mit der er eine schwierige Beziehung hat, worüber er sehr ungerne spricht. Die Schwester von IP13 rutschte ins Drogenmilieu und innerhalb der Familie hatte sie deswegen auch öfters Probleme, dass die Schwester der Familie Geld gestohlen hat.

Der Onkel von Herr S. konnte ihm eine Arbeit in einem Sportgeschäft besorgen, da er den damaligen Chef gut kannte.

Er hat noch keine Erfahrungen sammeln können mit einer Frau zusammen zu sein.

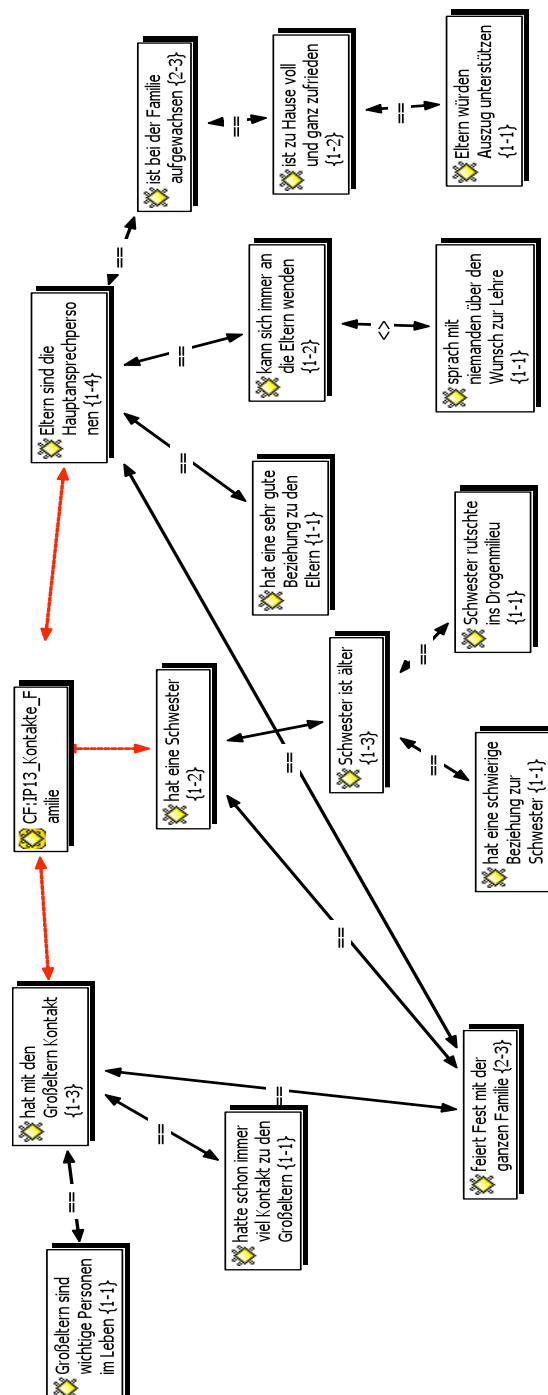


Abbildung 25: IP13_ Familie

6.5.5 Außerfamiliäre Kontakte

Da Herr S. in einem Sportgeschäft arbeitet, hat er sehr viel mit Kunden Kontakt. Diesen zeigt er z.B. wo die Ware ist. Er arbeitet gerne mit Personen zusammen und hat einen guten Kontakt zu seinen Arbeitskollegen. Er versteht sich mit jedem Kollegen gleich in der Firma. Herr S. hat auch einen Mentor an seiner Seite bei der Arbeit. Anfangs im Sportgeschäft, hatte er ein schlechtes Erlebnis mit einem Arbeitskollegen, aber er hat das selbstständig mit diesem gelöst. Er hat ihn einfach darauf angesprochen und wurde danach nicht mehr schikaniert. Er kennt nicht alle Mitarbeiter, da er andere Arbeitszeiten hat wie manch anderer Arbeitskollege. Er trifft sich manchmal mit seinen Arbeitskollegen in der Freizeit. Neben der Firma hat er auch noch eine Betreuerin, von einer Institution, gehabt. Von dieser Betreuerin hat er von Beginn der Arbeit keine Unterstützung erhalten, aber sie hat ihm bei der Arbeitssuche geholfen. Jedoch ist er nicht mehr viel in Kontakt mit dieser Person, da er jetzt eine Arbeit hat. Aber er trifft sich einmal in der Woche mit einer Wegbegleiterin aus der Institution, die mit ihm das Wichtigste bespricht und der er auch seine Probleme anvertrauen kann. Ein Wechsel im Chefposten hat es seit seiner Anstellung auch gegeben und Herr S. versteht sich mit seinem neuen Chef sehr gut. Er versteht sich mit ihm besser als mit dem Vorgänger.

Bei Problemen in der Schule haben die Lehrer Herr S. nicht geholfen, sondern musste diese selber lösen. Manche Mitschüler hatten das Gefühl von einer Bevorzugung von ihm bei den Lehrern. Er wurde mit Vorurteilen von Mitschülern konfrontiert und die Lehrpersonen haben nur weggesehen. Auch sein Stützlehrer hat sich nicht für ihn eingesetzt, im Gegensatz dazu haben es die Volksschullehrer getan. Herr S. hat das gleiche lernen müssen wie die anderen Schüler und half auch anderen Mitschüler beim Lernen. Es gab Mitschüler mit denen er sich richtig gut verstanden hat.

Herr S. trifft sich manchmal noch mit Kollegen von früher. Jedoch hatte er in der Schulzeit nicht viele Freunde. Einen Freund, den er in der Schulzeit gehabt hat, sah er nur noch einmal bei einer Feier und danach nicht mehr.

6.6 Soziale Kontakte von Herr J.

Herr J. war bei der ersten Interviewaufnahme 39 Jahre alt und konnte von einer Bandbreite von Erfahrungen im Bereich Wohnen und Arbeiten erzählen. Er wünscht sich eine Weiterbildung in der Arbeit, gesund zu bleiben und seine Hobbies mit einer Frau teilen zu können. Er wurde 1 Stunde 43 Minuten interviewt und mit 288 Codes versehen.

6.6.1 Wohnen

Herr J. hatte schon während der Schulzeit viele Ortswechsel wegen seinen psychischen Problemen, die während und nach der Scheidung der Eltern auftraten, gehabt. Seine Kindheit verbrachte er mit seinem Bruder im Familienhaus.

Herr J. ist das erste Mal mit 18 Jahren von zu Hause in eine eigene Wohnung gezogen. Er wohnte mit einem unbekannten Mann zusammen in einer Wohngemeinschaft. Es gab dann Probleme mit dem Vermieter und deshalb fanden danach weitere Wohnungswechsel statt, weil einmal der Arbeitsweg zu weit war und er Probleme hatte rechtzeitig in die Arbeit zu kommen. Schlussendlich lebte er in einer überteuerten Wohnung, die er sich nicht leisten konnte und sich Schulden ansammelten bzw. seinen Lebensunterhalt nicht mehr leisten konnte. Darum ist er wieder nach Hause zu seiner Mutter gezogen, die in dieser Zeit nur noch mit seiner Schwester zusammen gewohnt hat. Er erfuhr von dem Projekt Leben in Selbstständigkeit und zog mit Unterstützung von der Institution in eine eigene Wohnung. Durch das Projekt bekommt er die Hilfe, die er in seinem Alltag benötigt, wie Hilfe im Haushalt und Hilfestellungen bei finanziellen Fragen. Er fand dann noch eine andere Wohnung, die ihm besser gefiel, da die öffentlichen Verkehrsanbindungen besser sind als in der ersten Wohnung mit Assistenz. Herr J. fühlt sich nun in seiner Wohnung sehr wohl und freut sich über den Garten, den er vor dem Haus hat.

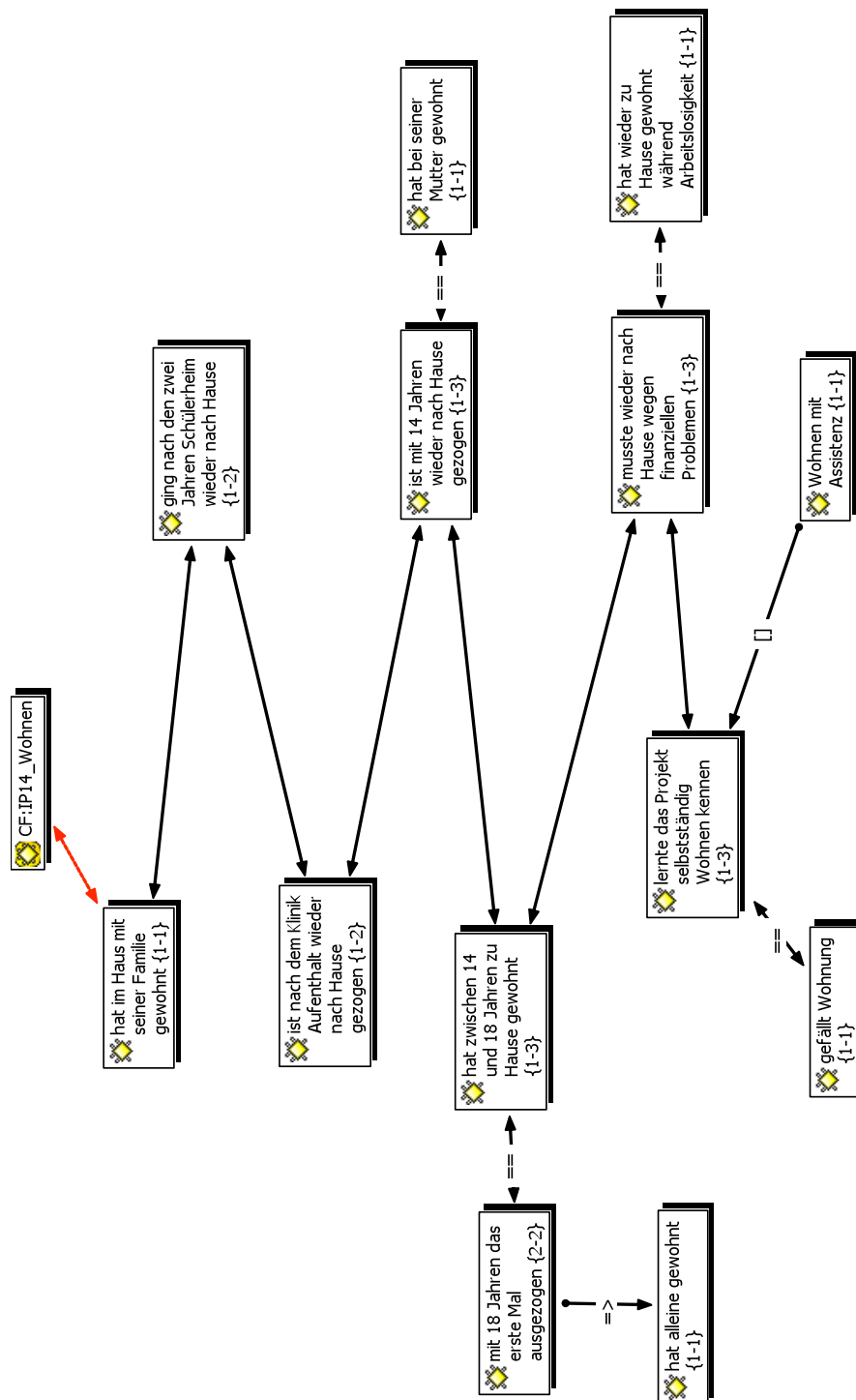


Abbildung 27: IP14_Wohnen

6.6.2 Schule und Arbeit

Herr J. ging ein halbes Jahr in die Schule und dann musste er einen Volksschuleinschulungstest absolvieren. Dabei kam heraus, dass er in die Sonderschule gehen muss. Danach wechselte er wegen den elterlichen Problemen zu Hause ins Schülerheim. Er hatte Schwierigkeiten in Mathematik und Deutsch. Herr J. ist gut mit seinen Lehrern ausgekommen und wurde auch unterstützt. Jedoch musste er für die Schule immer viel lernen und hatte dadurch viel Stress. Er hat die Schulzeit dennoch in schöner Erinnerung. Nach dem Schülerheim kam er wieder nach Hause. Danach kam er in die Klinik wegen seinen psychischen Problemen und hatte einen Aufenthalt von zwei Jahren, die er nicht im gleichen Ort wie seine Familie verbrachte. Er ging nach dem Klinikaufenthalt wieder in das Schülerheim, wo er sich psychisch sehr gut erholen konnte.

Mit 18 Jahren arbeitete Herr J. für eine kurze Zeit in einer Konditorei. Er musste diesen Beruf aufhören, weil er zu viele Zutaten in den Teig gemischt hatte. Danach arbeitete er in einer Verpackungsfirma. Dabei bekam er allergische Reaktionen wegen der Druckerflüssigkeit. Seine nächste Arbeit war bei einer Brauerei in der Abteilung Flaschenabfüllung, weil er einen Unfall mit der Maschine hatte.

Nach diesem Unfall war Herr J. zwei Jahre arbeitslos, bei der Arbeitssuche kam er zu einem Malerbetrieb. Dort wiederum löste eine allergische Reaktion wegen dem Lack aus. Danach arbeitete er in einer Gärtnerei. Ihm gefiel die Arbeit sehr gut, aber er bekam Rückenschmerzen und musste deswegen aufhören. Nach der Arbeit in der Gärtnerei ging er wieder in die Brauerei, bekam auch dort Rückenschmerzen und versuchte es noch einmal in der Gärtnerei. Kurze Zeit später erhielt Herr J. die Invaliditätspension und fand es sehr langweilig nichts zu arbeiten.

Er fand dann eine Anstellung in einer Institution für Menschen mit Lernschwierigkeiten, dort ist er geringfügig angestellt und arbeitet am Computer. Er gibt auch Vorträge für Menschen mit Beeinträchtigungen und ist nun Ansprechperson für diese Menschen im Büro. Die Arbeit war für ihn früher immer mit Stress verbunden und bei dieser Tätigkeit empfindet er die Arbeit als sich weiterentwickeln, dass der Lebensunterhalt erhalten werden kann und nebenbei noch Geld verdient.

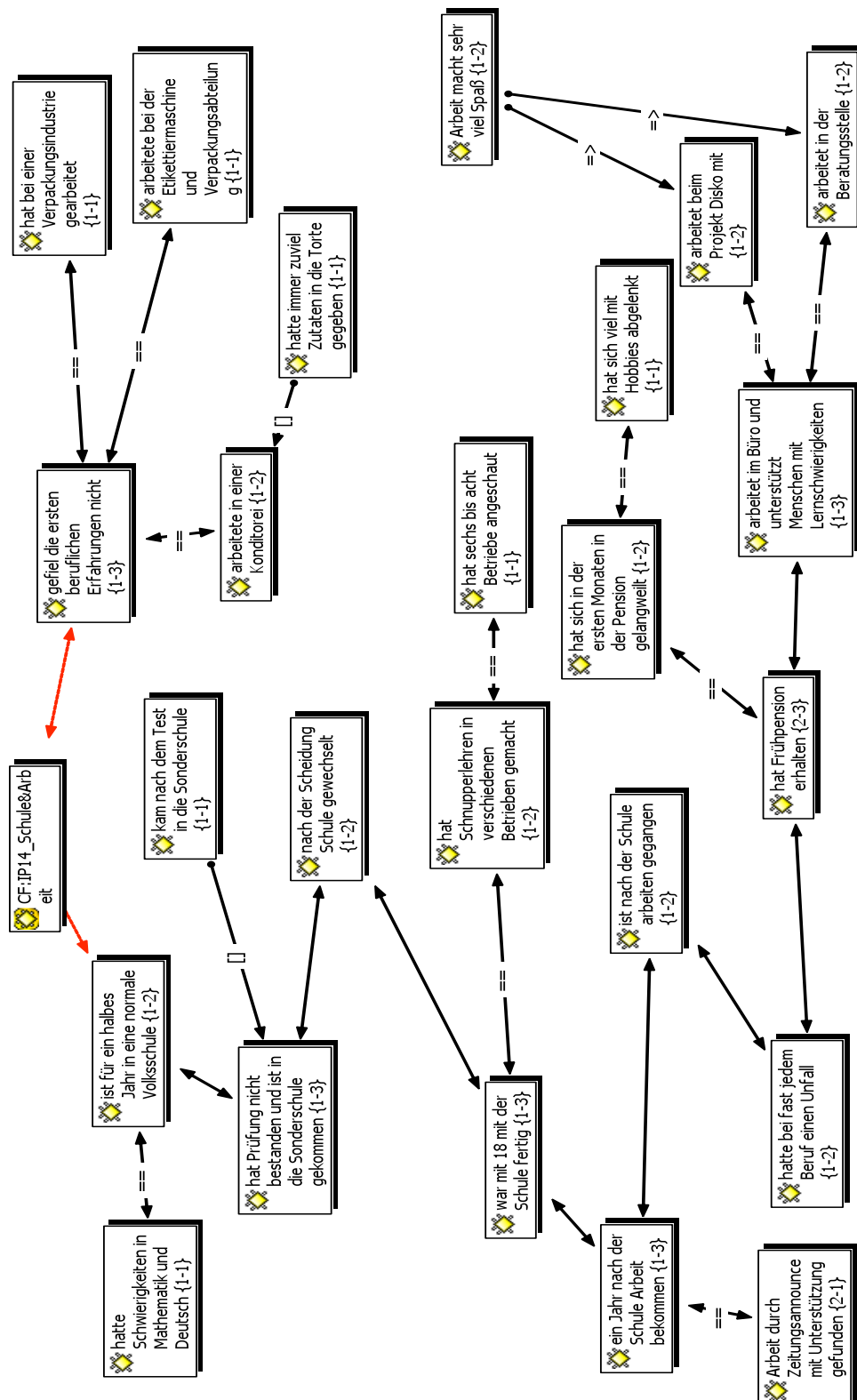


Abbildung 29: IP14_Schule & Arbeit

6.6.3 Freizeit

In der Freizeit liebt Herr J. gerne Bücher und hat eine CD-Sammlung von über 200 Stück, hört sich gerne Musik an. Er hört sich jeden zweiten oder dritten Tag eine andere CD an. Er betreibt gerne Sport, wie Nordic Walking, Radfahren, schwimmen, wandern. Er geht gerne mit Freunden kegeln. Herr J. verbringt gerne die Zeit im Garten um Blumen zu gießen und Pflanzen zu setzen.

Er unternimmt jetzt viel mehr, weil er durch die Invaliditätspension und die geringfügige Anstellung viel Freizeit hat. Diese verbringt er sehr gerne mit Freunden aus der Netzwerk AG und der Selbstvertretungsgruppe. Mit diesen geht er zwei bis dreimal im Monat Minigolf spielen, wandern gehen oder Eis essen.

Seine Schwester kommt öfters vorbei und verbringt mit ihm Zeit oder hilft ihm beim Haushalt. Seine Mutter kommt ihn auch regelmäßig in seiner Wohnung besuchen.

Für Herr J. ist Selbstbestimmung, wenn er selber bestimmen kann was er in der Freizeit erlebt und selbstständig ohne Unterstützung zur Arbeit gehen kann. Fremdbestimmung bedeutet für ihn, wenn ein Betreuer bestimmt was Herr J. in der Freizeit zu tun hat.

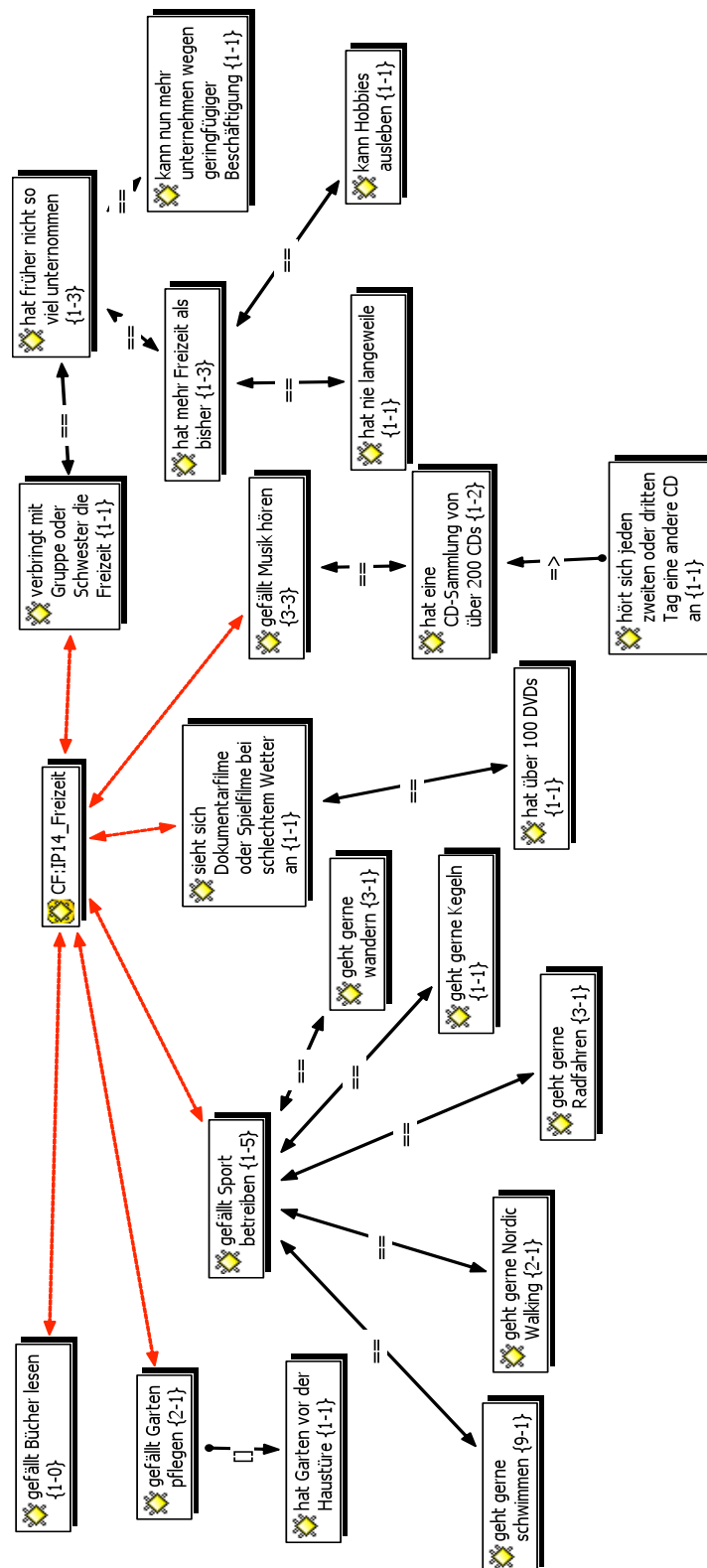


Abbildung 30: IP14_Freizeit

6.6.4 Innerfamiliäre Kontakte

Herr J. hat einen jüngeren Bruder mit dem er früher zusammen im Garten gespielt hat. Der Bruder ging auch in die Sonderschule und hatte mit ihm bei der Mutter gewohnt. Sein Bruder hat eine Lehre als Bauarbeiter gemacht und hatte Arbeitsprobleme. Er war eifersüchtig wegen der Arbeitsstelle, die Herr J. hat.

Die Schwester von Herr J. kommt immer wieder zu Besuch und hilft ihm beim Haushalt. Sie hilft im besonders im Winter bei Tätigkeiten in der Wohnung wegen seinen Rückenschmerzen, die in dieser Jahreszeit vermehrt auftreten. Sie wohnt noch bei der Mutter und verbringt sehr gerne Zeit mit ihrem Bruder. Alle drei Kinder gingen in die Sonderschule.

Die Eltern ließen sich scheiden als Herr J. zwölf Jahre alt war. Er empfand die Scheidung der Eltern als einen großen Stress und hatte viele Probleme damit. Beide Eltern sind in der Pension. Herr J. hatte zu beiden Elternteilen einen guten Kontakt. Außer dass er den Vater nicht oft sieht, weil er in einem anderen Bundesland mit seiner neuen Frau wohnt und ihn gelegentlich besuchen kommt. Bei dem letzten Interview spricht Herr J. davon, dass der Kontakt zu seinem Vater abgebrochen ist.

Seine Mutter kommt regelmäßig, meist am Wochenende zu ihm nach Hause. Sie hat nun in der Pension mehr Zeit ihn zu besuchen. Die Mutter hat sich schon immer für Herr J. eingesetzt und tauscht sich mit ihm über Hobbys aus.

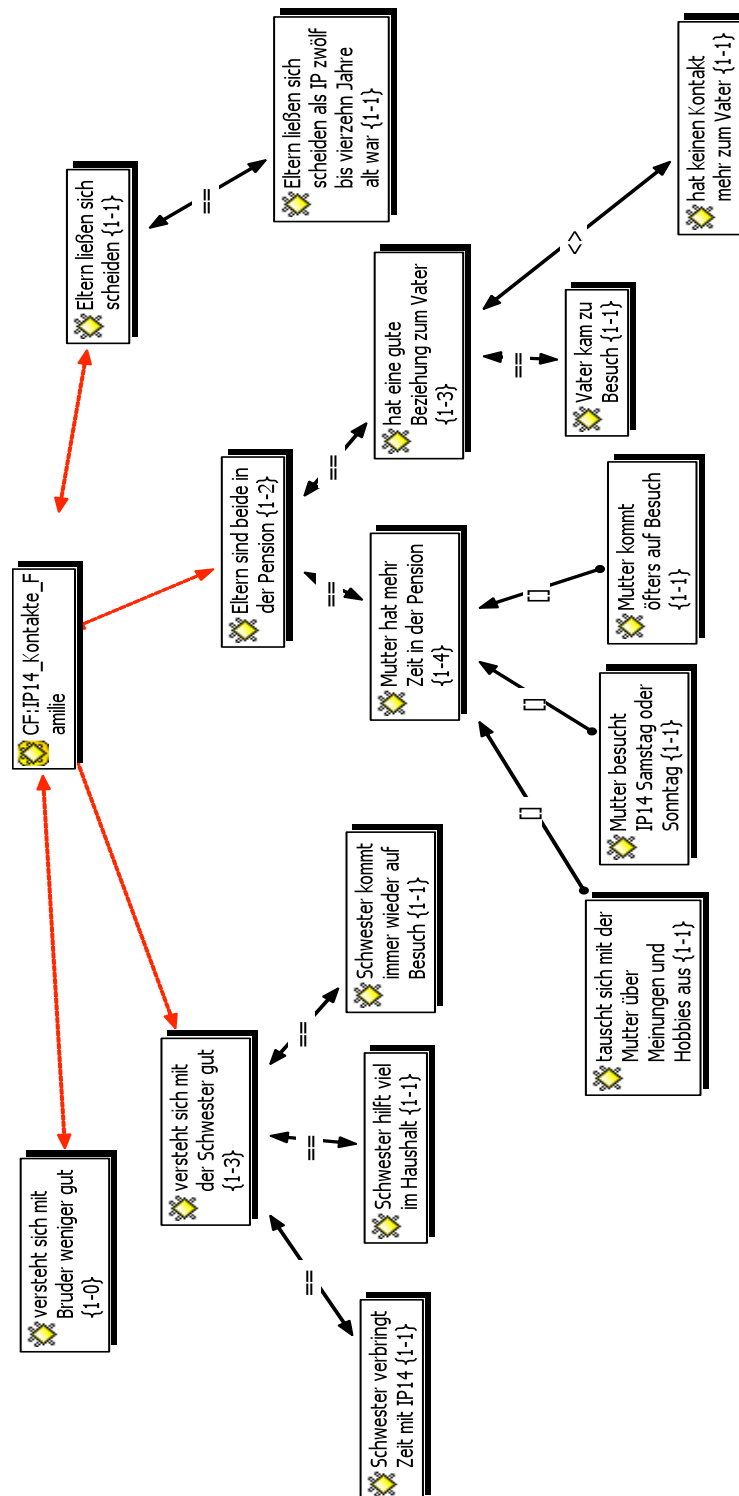


Abbildung 31:IP14_ Familie

6.6.5 Außerfamiliäre Kontakte

Bei den vermehrten Arbeitswechsel, die Herr J. hatte, begleitete ihn immer ein Assistent. Er war immer als Unterstützung dabei. Er half ihm nicht bei der Arbeitssuche, diese fand er immer in der Zeitung. Unterstützung erhielt er in der ersten Zeit bei der Arbeit. Anfangs begleitete die Unterstützung ihn zur Arbeit. Danach konnte Herr J. sich bei Fragen telefonisch oder via Briefverkehr melden.

Herr J. hat viele Freunde aus der Netzwerk AG und Selbstvertretungsgruppe mit denen er seine Freizeit sehr gerne verbringt.

Er ist nun in einer Kartei der Partnerschaftsvermittlung von Menschen mit Lernschwierigkeiten und erhofft sich, dass in einiger Zeit eine Freundin vermittelt bekommt mit der er seine Freizeit und seine Hobbys teilen kann. Jedoch möchte er keine feste Beziehung, weil er nur jemanden möchte mit gleichen Hobbys wie er.

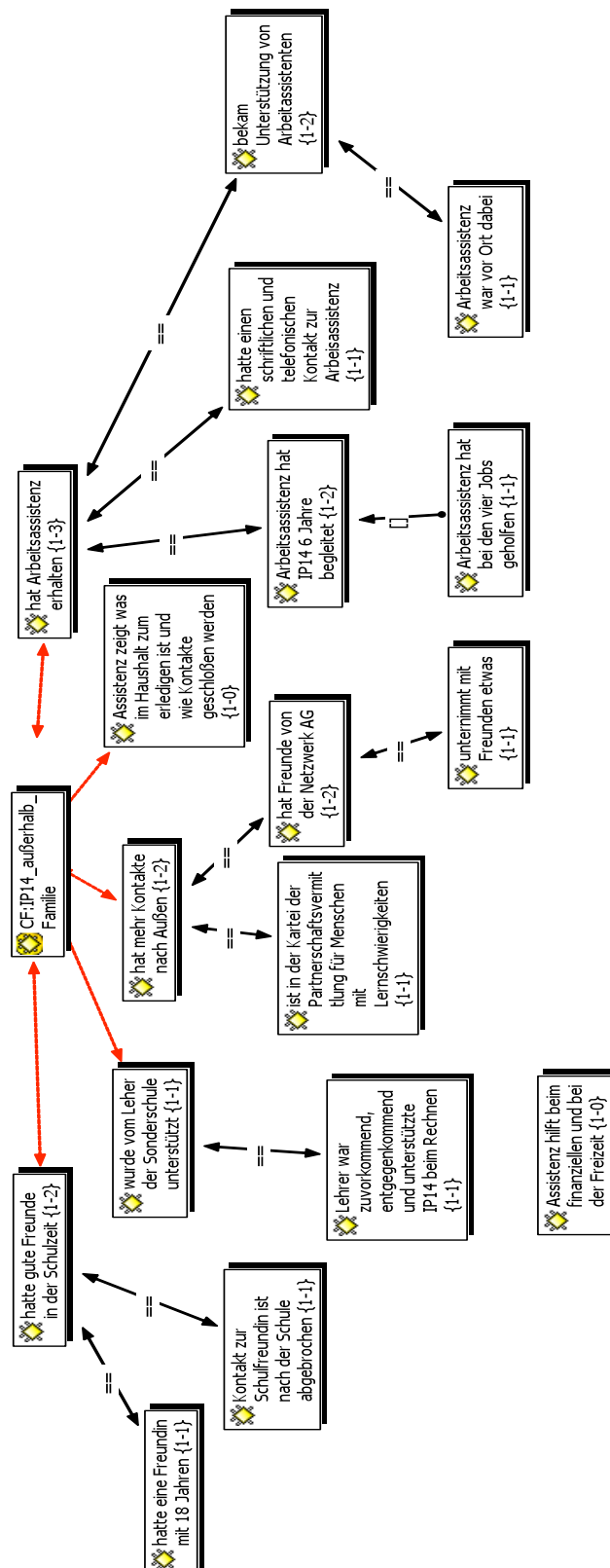


Abbildung 32: IP14_außerfamiliäre Kontakte

7 Abschließende Betrachtungen

Nach der UN-Behindertenrechte-Konvention am 13. Dezember 2006 haben Menschen mit Behinderungen das gleiche Recht auf Arbeit um den Lebensunterhalt durch arbeiten zu ermöglichen und selbstständig den Beruf zu wählen (vgl. BMASK 2009, 72f).

Jedoch arbeiten bis heute die meisten Menschen mit Beeinträchtigung in spezifischen Institutionen wie der Werkstatt.

Die Zielgruppe einer Werkstatt sind Menschen, die wegen ihrer Beeinträchtigung die Arbeit am allgemeinen Arbeitsmarkt nicht, noch nicht oder gar nicht vorkommt. (vgl. Bieker 2007b, 377)

Die begrenzte Tätigkeit beim allgemeinen Arbeitsmarkt kann „auf wirtschaftliche Verwertbarkeit zielenden Herstellung von Gütern und Dienstleistungen für Menschen mit geistiger Behinderung zumeist nicht die Funktion erfüllen, den eigenen materiellen Lebensunterhalt ohne Inanspruchnahme öffentlicher Mittel zu decken; gleichwohl wollen auch Menschen mit geistiger Behinderung aus ihrer Arbeitstätigkeit einen Lohn erzielen, der ihnen im Rahmen ihrer individuellen Möglichkeit Spielräume für eine selbstbestimmte Lebensführung ermöglicht“ (Bieker 2007a, 28) werden.

Durch die Arbeit ist der Mensch ein Teil einer großen Gruppe, bei der die Teilhabe innerhalb der Arbeit mit der jeweiligen Aktivität zum Ausdruck kommt. Die Arbeit steht nicht nur für eine produktive Zeitverwendung im Mittelpunkt, sondern auch das eigene Können bzw. der individuelle Selbstwert wird zum Ausdruck gebracht. (vgl. ebd.) Soziale Kontaktmöglichkeiten werden durch die Arbeit geschaffen, „die bei geistig behinderten Menschen sonst kaum über den eng begrenzten Bereich des Wohnens (Familie, Wohneinrichtung) hinausgehen würden“ (ebd.).

Die Klienten in der Studie von Cartwright, Craig & Shaw (2011) arbeiten alle in unterstützenden Beschäftigungen. Ihr soziales Netzwerk von Freunden besteht aus den Kollegen in der Arbeit (ebd., 902)

In den letzten Jahrzehnten hat der Bereich des Wohnens von Menschen mit Beeinträchtigung an erhöhtem Interesse eingenommen. Die Betroffenen wünschen sich

selbstständiger Wohnen zu können und möchten nicht in zu großen Wohneinrichtungen leben. Sie bevorzugen eine kleine, gemeindeintegrierte Wohnung.

Franz und Beck (2007) machen darauf aufmerksam, dass in einer Wohneinrichtung oder Wohngruppe neben Chancen von gelingenden Kontakten auch Risiken der Belastung auftreten können, da überwiegend nicht selbstgewählte Beziehungen eingegangen werden. Es sollte der Blick auf die Beziehungen durch die Atmosphäre und auf die Qualität der Interaktionen geworfen werden. (vgl. ebd., 288) Sie beschreiben die engste Wohnumwelt als Schutzraum und persönliche Entfaltung. Kontakte, Versorgung, Bildung etc. können in der engeren und weiteren Wohnumwelt beobachtet werden. Diese Einteilung kann sich auch auf den Arbeitsplatz anwenden lassen. (vgl. ebd., 285)

Die gleichen Autoren sehen soziale Beziehungen nicht an das Wohnumfeld gebunden, „da aber davon auszugehen ist, dass bestimmte Räume - der Wohnort oder der Arbeitsplatz - für den konkreten Alltag wichtiger sind als andere, empfiehlt es sich, das Wohnumfeld nicht außer Acht zu lassen“ (ebd., 286)

Freizeit ist neben Arbeit und Wohnen ein wichtiger Teil des Lebens und führt zu einer Persönlichkeitsentwicklung. (vgl. Cloerkes 2007, 267) Freizeit wird von den Lebensverhältnissen des Individuums und der Gesellschaft bestimmt. (vgl. ebd., 314) Ein großer Teil der Freizeit verbringen Menschen mit Beeinträchtigung mit ihren Familien oder in dem häuslichen Umfeld.

Die Freizeitangebote außerhalb der Familie können verschiedenster Art sein, wie Freizeit- und Behindertensportgruppen, Ausflüge, Feste, Discobesuch, Kino- und Theaterveranstaltungen, Tagesfahrten, Ferienlager, Reisen für Beeinträchtigte, etc. (vgl. ebd., 326)

Es kann auch der Wunsch der Eltern sein, dass sie sich Veränderungen im familiären Freizeitalltag vorstellen könnten. Sie wünschen sich ihren eigenen Freizeitaktivitäten nachgehen zu können. Die MmiB wünschen sich eine Ablösung des Elternhauses um einen Lebensabschnitt außerhalb der Familie zu erleben. (vgl. ebd., 329)

7.1 Zusammenfassung der Arbeit

Egal ob Menschen mit Beeinträchtigung in Werkstätten oder im ersten Arbeitsmarkt arbeiten, sie erfahren negative Zuschreibungen von den Kollegen bzw. Betreuer. Alle Interviewpersonen können über negative Erfahrungen mit Kollegen berichten. Die Personen, die mit Kollegen in der Arbeit zu tun haben, werden oft mit Konflikten konfrontiert. Wenn die Interviewpersonen in der Werkstatt arbeiten, werden sie mit schlechter Laune der Betreuer behandelt. Es sollte eine Veränderung im Bereich der Arbeit bzw. Werkstatt stattfinden. Es können kleine Fortschritte in den Interviews herausgelesen werden, dass die Unterstützung durch andere Personen, wie Wegbegleiter, Arbeitsassistenten, etc. verbessert wird. Jedoch kann dies nicht die Vorstellung eines sehr guten Arbeitsklimas sein.

Bei dem Thema Freundschaft konnten die meisten Interviewpersonen von keinem, einem besten Freund oder wenigen Freunden sprechen. Die Interviewpersonen würden sich mehr Freunde wünschen mit denen sie z.B. ihre Hobbys teilen könnten. Eine Interviewperson spricht von einer Partnerschaftsvermittlung für Menschen mit Lernschwierigkeiten.

IP14: Und das ist eine Partnerschaftsvermittlung für Menschen mit Lernschwierigkeiten und da bin ich jetzt in der Kartei drin. Und "bek", wahrscheinlich wenn's gut geht in den nächsten paar Jahren, Monaten eine Freundin oder Freund wo mir im Alter und mein, mein, meiner Hobbies entsprechend entspräche. Sprechend auch zuspricht.

I: Mhm, wünschen Sie sich eine Beziehung?

IP14: Eine "Bez", feste Beziehung keine aber "Be", Beziehung zum Hobbies halt ausleben aber , habe ich der Partnerschaftsvermittlung angegeben zum ähm Spazieren gehen oder Nordic Walking oder schwimmen oder ins Kino gehen oder Theater gehen.

I: Mhm und warum "wo"?

IP14: Konzerte gehen.

I: Warum wollen Sie keine feste Beziehung? Das ist nichts für Sie, oder?

IP14: Das ist nichts für mich, nein.

(Transkript IP14_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 2224-2236)

Auch wenn dieser Interviewausschnitt ein positives Beispiel aufzeigt Freunde bzw. Partner finden zu wollen, ist das noch viel zu wenig und muss auch hier im Bereich Freundschaften viel mehr getätigt werden. Es kommt nicht drauf an, dass die Menschen mit Beeinträchtigung eine große Gemeinschaft an Freunden hat, die nicht behindert sind, sondern es wäre wichtig verschiedene Veranstaltungen zu organisieren bei denen die Menschen mit Beeinträchtigung untereinander sich kennenlernen können. Vielleicht finden sich Personen zusammen, die die gleichen Interessen vertreten und dabei eine Freundschaft entstehen kann.

I: /// Wenn du dein Leben jetzt so anschaust so wie es jetzt ist? Was würdest du jetzt sagen was läuft gut bei dir? Und gibt es vielleicht Dinge die dir aus deiner Sicht nicht so gut laufen? Wo du gerne was anderes hättest?

IP10: (ahm) (lächelt) Also das gute ist ich habe eine gute Familie und wir halten zusammen.

(Transkript IP10_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 1907-1909)

Die meiste Unterstützung erhalten die Interviewpersonen von den Familienmitgliedern. Die Hilfestellungen, die sie erhalten, kann nicht immer positiv für die Menschen mit Beeinträchtigung angesehen werden. Daher ist es gerade wichtig verschiedenste Perspektiven einzufangen, dass die Person ein Angebot von Möglichkeiten erhält und nicht nur der eingeschlagene Weg richtig sein muss. Der Unterstützungskreis, der bei einigen Interviewpersonen stattgefunden hat, ist eine Möglichkeit in die Richtung der Wünsche und Vorstellungen von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung zu erfahren.

IP11: Also ich wollte eigentlich schon immer irgendwas mit Bürotätigkeiten machen.

I: (mhm)

IP11: Meine Eltern wiederum, dachten das sie es irgendwie. Das die B [Anm. J.E. Unterstützendes Netzwerk] für mich // besser ist.

I: (mhm)

IP11: So bin ich in die B [Anm. J.E. Unterstützendes Netzwerk] gekommen.

I: Und warum haben sie geglaubt, dass das besser ist? Haben sie da geredet mit

dir darüber?

IP11: Ja, sie dachten glaub ich, dass es so, sonst so überfordert wäre und wenn es nicht funktioniert, dann stehe ich auf der Straße, oder. (Mhm)

I: Sie haben sich Sorgen gemacht?

IP11: Ja, ja doch das haben sie schon.

I: (mhm)

IP11: Und tun sie immer noch.

(Transkript IP11_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 0241-0261)

Die Freizeitaktivitäten von den Interviewpersonen finden meist alleine zu Hause statt und sind sehr eintönig. Es sollten mehr Möglichkeiten geschaffen werden um mehr zu unternehmen, weil sich die Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung Erlebnisse und neue Freundschaften in der Freizeit wünschen würden.

I: (mhm) Kommst du sonst nicht so oft raus? Würdest du gerne öfters rauskommen?

IP4: Ja.

I: Was würdest denn gerne machen was sich sonst nicht ausgeht? Was sind denn so Wünsche von dir?

IP4: Spazieren gehen, wenn es schön ist oder Rad fahren. Rad fahren zu Hause.

(Transkript IP4_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 0419-0425)

Nicht nur die oben genannten Bereiche sind von Bedeutung verändert zu werden, sondern auch die Interaktionen zwischen Mmib und dem jeweiligen Umfeld. Darauf wird im nächsten Abschnitt genauer eingegangen.

7.2 Resümee

Bei der Bearbeitung der Interviews und während des Forschungsprozesses dieser Arbeit war wichtig MmiB in dem Bereich Familie und ihr soziales Umfeld in den Mittelpunkt zu stellen. Um einen Einblick in die Beziehungen zu erhalten, mussten bestimmte Lebensbereiche aufgefächert werden, wie z.B. Arbeit.

Die Arbeit ist ein Teil des Lebens, der für viele sehr wichtig ist und auch die meiste Zeit des Tages in Anspruch nimmt. Menschen verbringen mit ihrer Arbeit viel Zeit. Oftmals werden Kontakte nach Außen bzw. im sozialen Umfeld am Arbeitsplatz geknüpft. Arbeit findet außerhalb der Familie statt und hat auch nicht unmittelbar mit Familienmitgliedern zu tun.

Der Wunsch nach Selbstständigkeit wird von den Interviewpersonen angesprochen. Sie wollen alleine wohnen um somit ihr Leben selber bestimmen.

IP11: Also der Grund warum ich ausgezogen bin war der, weil ich einfach mit mein // in meinen Augen gedacht, was ist einmal wenn meine Eltern nicht mehr können oder was passiert.

I: (mhm)

IP11: Weil ich wollte nicht so lange warten, bis ich dann auf einmal da stehe und (äh) meine Eltern (äh) sind nicht mehr da oder können nicht mehr.

I: (mhm)

IP11: Das wollte ich nicht.

I: (mhm)

IP11: Klingt jetzt ein bisschen hart, aber es ist so. Aber ich habe mir gedacht // Wohnhaus wäre eine nette Angelegenheit und durch das da in A(O) eines gebaut worden ist und (äh) // das einfach irgendwie toll gefunden habe (äh) habe ich meine Brüder, zumindest um auch mein Papa bisschen mit Wehmut, aber doch mehr er war schon mehr dafür // dafür, dass ich, dass ich ins Wohnhaus gehe. Meine Mama hat es doch irgendwie schon schwer getan. Ich meine das Loslassen von mir, weil ich doch über dreißig Jahre zu Haus gewohnt habe.

I: (mhm) Und deine Mama hat dich zu Hause vor allem unterstützt oder beide Eltern?

IP11: Jaja bei den Sachen und so. Jaja sie hat mir viel gemacht. Sie macht immer noch viel (äh) /// Ja sie hat immer viel gemacht, aber ich bin froh, dass ich jetzt nicht mehr zu Hause bin. Da meine Mama ja wahnsinnig // (äh) krank ist eigentlich auch, krankheitsbedingt sehr angeschlagen ist und mein Papa hat es auch im Herzen. Also dürfte auch nicht immer so wirklich hochheben // und darum habe ich eine tolle Nase gehabt.

(Transkript IP11_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 0957-0973)

In der Freizeit spielt auch die Familie eine wichtige Rolle, da diejenigen die zu Hause wohnen mit den Eltern verschiedenes unternehmen oder diejenigen, die schon ausgezogen sind, den Kontakt zu den Familienmitgliedern suchen. Sie wünschen sich Begegnungen mit den Eltern und Geschwister.

Die Familie ist nicht nur im Alltag beteiligt, sondern auch in den verschiedensten Momenten oder Ereignissen in anderen Lebensbereichen.

Um die zentralen Forschungsfragen *„Welche Kontakte werden im inner- und außerfamiliären Umfeld von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung geknüpft? Welche Partizipationserfahrungen von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung werden in den verschiedensten Lebensbereichen beschrieben?“* beantworten zu können, wird auf die Autoren Franz und Beck (2007) Bezug genommen.

Franz und Beck (2007) stellen verschiedenste Fragen, die soziale Kontakte ausmachen und sich an die ICF anlehnen (Hervorhebung von J.E.).

Bei der Frage „Wer ist in diesem Umfeld präsent?“ (ebd., 288) wird auf die sozialen Beziehungen eines Menschen mit Behinderung eingegangen und kann die Komponente Umweltfaktoren des ICF verstanden werden. „Was wird unternommen?“ (ebd.) kann den Blick auf die Aktivitäten in der Freizeit, Arbeit, Familie etc. gelegt werden. Die Teilhabe bzw. Partizipation wird mit der Frage „Wie leisten diese Unternehmungen einen Beitrag zur Partizipation am Leben in der Gesellschaft?“ (ebd.) erfragt.

Am meisten sind die Eltern und Geschwister im innerfamiliären Umfeld von Menschen mit Beeinträchtigung präsent. Dabei kann von unterbliebenen oder unterstützenden Partizipationserfahrungen ausgegangen werden. Die meisten Interviewpersonen haben einen guten Kontakt zu den Geschwistern und kann mit folgendem Interviewausschnitt verdeutlicht werden:

I: Und, mit wem redest du dann am Liebsten?

IP4: Mit der Schwester.

I: Mit der Schwester. Verstehst du dich dann am Besten?

IP4: Ja.

I: Ja.

(Transkript IP4_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 1177-1181)

Die Geschwister können oft die Ansprechpersonen für Menschen mit Beeinträchtigung sein und ihnen bei ihren Problemen helfen.

Außerfamiliäre Kontakte sind meist die Mitschüler, Lehrer, Stützlehrer, Betreuer in der Werkstatt oder Wohnhaus, Bezugsbetreuer, Wegbegleiter, Freunde, Sachwalter, Kollegen und Mentoren bei der Arbeit. Diese können, wie auch in der Familie, eine Unterstützung oder eine Hemmung für den MmiB sein. Es können Konflikte sein bei denen sich der MmiB Hilfe von anderen Personen erhofft.

I: Kannst du noch ein bisschen über die Schulzeit erzählen, vielleicht wie ist es so gegangen in der Schule?

IP13: Also // nicht immer gut. (aha) halt. Also lernen habe ich gut gekonnt, aber so die Vorurteile von anderen (ah) Schülern gegen mich ist schon schwer gewesen. Je älter ich geworden bin eigentlich.

I: (mhm) // Was hast du da für Erfahrungen gemacht?

IP13: Ja /// (schlucken) Das man mich einfach ausgegrenzt hat und gedacht hat, der kann das nicht und so // und (ah) und das man mich nachgemacht hat (mhm) // und halt // und das die Lehrpersonen auch nicht immer auf meiner Seite gewesen sind.

I: (mhm) /// Und was haben die gemacht?

IP13: Ja, entweder haben sie gesagt, schau selber darauf oder sie haben einfach nur

weg gesehen.

I: (mhm) // (mhm) Und wann haben sie weggesehen?

IP13: Ja, wenn man mich (äh) gehänselt hat. Oder einfach nur so. (einatmen)

I: (mhm) Und wie hast du dann reagiert, wenn dich die Schüler gehänselt haben?

IP13: Ich habe dann probiert es zum ignorieren. (mhm) Aber irgendwann kannst du nicht mehr. (mhm) und /// Ich dachte mir jeden Tag: oh gott schon wieder. (mhm) Also manchmal war es wirklich ziemlich schlimm.

I: (mhm) Bist du gerne in die Schule gegangen?

IP13: (seufzen) (mhm) Ja eigentlich schon zum Lernen bin ich echt gern gegangen. Aber halt wenn ihnen so Sachen passiert sind (schlucken) habe ich mir schon gedacht. Und dann halt haben sie mich immer gehasst, der wird bevorzugt von den Lehrern. Aber das hat da überhaupt nicht gestimmt. Ich habe genau gelernt wie die Anderen und bin halt relativ gut gewesen.

I: (mhm) /// Du mit wem hast dann darüber sprechen können oder hast wen gehabt zum darüber reden?

IP13: (mhm) Eben nicht. (ahh)

(Transkript IP13_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 0055-0081)

Die Interviewpersonen haben meist negative Erfahrungen in der Schule gesammelt und erhielten keine Hilfe von Lehrern. Der nächste Absatz beschreibt es deutlich was die Wünsche von dem Stützlehrer gewesen wären.

I: Hast du eigentlich, hat es einen Stützlehrer gegeben in der Klasse?

IP13: Ja.

I: Und hat sich der eingesetzt für dich in der Klasse?

IP13: Nicht richtig.

I: Nicht richtig. Hättest du dir von dem irgendwie was anderes erwartet

IP13: Ja.

I: Was hättest du dir erwartet?

IP13: Ja, dass er, dass er sich halt mal nicht nur zwei Stunden konzentriert vor mir, sondern auch auf dass Andere, auf die Sachen, die was gewesen sind.

(Transkript IP13_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 0935-0949)

Es sollte den Lehrkräften verdeutlicht werden, dass MmiB nicht nur Probleme in den Schulfächern haben, sondern auch mit den negativen Erfahrungen von Mitschülern konfrontiert sind und dabei ihre Unterstützung benötigen.

I: Was ist den dir da wichtig? Was für Aufgaben haben Betreuer aus deiner Sicht, oder wie sollen die mit dir umgehen, was ist dir dabei wichtig?

IP11: Mit uns, ganz einfach.

I: Mit dir.

IP11: Soll man normal umgehen. (ähm)

I: Blöde Frage.

IP11: Jo (äh) pf (lacht) wie soll man umgehen? (ähm).

I: Nein war eine gute Antwort, A (lacht).

IP11: Nein normal einfach, so wie sie mit den anderen Kollegen zum Beispiel. Wir sind ja eigentlich nicht anders, wir haben eine Behinderung.

(Transkript IP11_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 1732-1746)

I: Mhm. // Du was // was ist denn für dich gute Unterstützung? Gute Betreuung? Was, was /// brauchst du da für dich? Wie möchtest du, dass du unterstützt wirst?

IP9: Es passt schon alles, verstehe mich nicht falsch, aber gute Betreuung habe ich schon, aber wenn du Chefin hereinkommt, du, dann muss ich manchmal meinen Mund halten und nichts zu ihr sagen und denken, hoppla jetzt hat sie schon wieder ihren Mund offen.

I: Mhm.

IP9: Denken, mh, jetzt geht es schon wieder von vorne los.

I: Mhm.Mhm.

IP9: Nichts dürfen wir zu ihr sagen, wenn nie was passt, wenn nichts passt.

(Transkript IP9_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 2680-2690)

Die Interviewpersonen wünschen sich mehr positive Stimmung und einen normalen Umgang mit ihnen, weil MmiB nicht anders als andere Menschen sind. Sie haben nur eine Beeinträchtigung.

I: Mhm, du, war das schon immer so bei dir, dass du so, dass es dir so wichtig war, eine positive Stimmung zu haben?

IP9: Positiv ist für mich immer gut.

I: Mhm

IP9: Weil die eine Betreuerin, wo jetzt krank ist, wo am Samstag bei mir zuhause Dienst hätte,

I: Mhm,

IP9: die ist immer, jeden Morgen, wenn sie mich wascht, oder fast jeden zweiten Morgen, äh, waschen kommt,

I: Mhm,

IP9: ins Zimmer, ist sie immer grantig, furchtbar, immer,

(Transkript IP9_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 1719-1733)

I: (hm) Ich glaube, dass wird sich sicher. Also wenn du dann einmal eine Arbeit hast und dann einfach mehr in Kontakt mit Menschen bist.

IP11: Eben, das mein ich ja. Ich bin nicht mit Nicht-Behinderten (ähh) zur Schule, mit Nicht-Behinderten zur Arbeit. Kindergarten und Schule meine ich jetzt. Immer nur mit Behinderten, das mein ich damit. Das hat mich eigentlich gestresst. Und ich bin der Meinung, da bin ich einfach voll der Überzeugung, wenn ich am Anfang gleich Kindergarten und Schule immer normal mit Nicht-Behinderten zusammen gewesen wäre, da hätte ich 100%, bin ich überzeugt.

I: Ein anderes soziales Netz.

IP11: Hätte ich sicher andere Kontakte.

I: (hm)

IP11: Kann mich jetzt zwar sehr täuschen, aber wenn ich jetzt so meine anderen Freunde, also Jahrgänger anhöre, die miteinander in die Schule gegangen sind, die haben Cliquen und die behaupten so und so, und ich stehe daneben und (uah)

I: (hm)

IP11: Weiß von nichts, bin wie (hm) //

(Transkript IP11_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 1788-1802)

8 Ausblick

Die Darstellung von weiteren Überlegungen im Zuge der Bearbeitung dieses Diplomarbeitsthemas wird nun in diesem Kapitel zusammenfassend aufgezeigt.

Bei der Bearbeitung der Literatur ist aufgefallen, dass der Begriff Familie beschrieben wird und auch Probleme der Eltern aufgezeigt wurde und nicht die subjektive Sichtweise des Menschen mit Beeinträchtigung. Darum sollten für die Zukunft mehr Artikel in Fachzeitschriften sowie Bücher über die Perspektive des MmiB geforscht werden.

Da die außerfamiliären Kontakte den größten Rahmen und Gesprächsinhalt eingenommen haben, wird dieser Bereich als erstes genannt. Es sollte vermehrt in Forschungsprojekten das Augenmerk auf die Beziehungen zu den Lehrer, Betreuer, Wegbegleiter, etc. gelegt werden. Da die Interviewpersonen von negativen Erlebnisse in der Beziehung zum Chef in der Arbeit oder den Betreuer in der Werkstatt gesprochen haben, wäre es interessant, ob dies durch ein quantitatives Verfahren gleiche Resultate aufgezeigt werden. Dabei könnten Fragebögen in vereinfachter Sprache per Postweg an Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung gelangen und somit verschiedenste Einblicke gewonnen werden. Somit können die Feststellungen, welche Erfahrungen sie gemacht haben, verstärkt oder widerlegt werden. Da die Anzahl der Interviewpersonen keine Allgemeingültigkeit vertritt, sondern die Sichtweise von einzelnen Personen aufzeigt, könnte in einer weiteren Forschung die Anzahl der Interviewpersonen erhöht werden. Jedoch war der Schwerpunkt der Arbeit auf die individuellen Sichtweisen der Partizipation in den Lebensbereichen, um einen Einblick in die Lebensgeschichte eines Individuums zu bekommen und nicht von einer Allgemeingültigkeit zu sprechen. Es müssen in Zukunft mehr Möglichkeiten der Vernetzung innerhalb der MmiB stattfinden, weil das positive Beispiel der Netzwerk AG bei Herr J. aufzeigt inwiefern eine Teilhabe stattfinden kann.

Bei den sechs interviewten Personen konnten Unterschiede zwischen den Lebensläufen rekonstruiert werden. Von fast keiner Unterstützung erhalten bis zum regelmäßigen Kontakt mit Wegbegleiter bzw. Assistenten haben. Der folgende Ausschnitt verdeutlicht dies:

I: Mhm /// wenn wir jetzt noch einmal ihr Leben früher, wie Sie gearbeitet haben und gewohnt haben ohne Unterstützung vergleichen mit ihrem Leben heute. Sie arbeiten bei Mensch Zuerst, Sie haben ihre Wohnung // von Leben in Selbständigkeit. Was ist anders?// Was ist besser was ist schlechter?

IP14: Ja. /// Schlechter ist gar nichts. Dazumal war schlecht, // dass ich keine Unterstützung hatte, dass ich viel Wohnungswechsel hatte, dass ich finanziell nicht über die Runden gekommen bin, dass ich in der Wohnung nicht zurecht kam und beim Kochen und da hab ich keine Unterstützung gehabt und beim Wohnungsaussuchen hatte ich auch keine. Musste ich selber Wohnung suchen. Von Wohnung zu Wohnung gehen // und finanziell habe ich auch nicht // äh in "d" "üb" äh in die Reihe bekommen, da hat es auch nicht richtig immer gepasst. Das Haushaltsgeld, da hab ich mehr Schulden gehabt als wie äh, äh Einnahmen. Und jetzt geht es mir mit den Einnahmen und mit den Schulden besser. Jetzt habe ich momentan keine Schulden mehr und seit den letzten 20, 10, 15 Jahren "k", keine Schulden mehr und kann besser leben und kann freizeitmäßig auch mehr was unternehmen. Früher wo ich selber Wohnung suchen musste, bin ich viel zu Hause gewesen und hatte Depressionen. War mir langweilig und wusste mit dem Leben nichts mehr was anfangen.

I: Mhm // und besser war nichts damals? // Jetzt ist es besser?

IP14: Jetzt ist es besser, ja.

(Transkript IP14_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum, Zeile 2314-2320)

Verzeichnisse

Literaturverzeichnis

- AKKERMANN; KRAULEDAT; THIMM (1997): Zur Situation von Familien mit behinderten Kindern, Jugendlichen und erwachsenen Kindern in der ehemaligen Bundesrepublik- ein Überblick. In: Bundesministerium für Gesundheit (Thimm, W.) (1997): Quantitativer und qualitativer Ausbau ambulanter familienentlastender Dienste (FED). Abschlußbericht. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- AUBRECHT, B.; OBERNDORFER, B.; SCHÖNWIESE, V. (1999): Eltern beraten Eltern. Ein Pilotprojekt von Integration: Österreich stellt sich vor. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft. Nr. 22.
- BECK, I. (2006): Ein Leben so normal wie möglich führen. Lebenslagen und Lebensbewältigung von Familien mit behinderten Kindern und Jugendlichen. Eröffnungsvortrag Fachtagung Stiftung Liebenau. Hamburg.
- BECK, I. (2009): Teilhabe gestalten- Bedeutung und Dimension der Umsetzung. In: Verband der Blinden- und Sebehindertenpädagogen und -pädagoginnen e.V. (Hrsg.): Teilhabe gestalten. Kongressbericht. Würzburg: Edition Bentheim.
- BEUYS, B. (1993): Eltern behinderter Kinder lernen neu leben. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch.
- BIEKER, R. (2007a): Arbeit. In: Theunissen, G.; Kulig, W.; Schirbort, K. (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- BIEKER, R. (2007b): Werkstatt für behinderte Menschen. In: Theunissen, G.; Kulig, W.; Schirbort, K. (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.

- BIEWER, G.; FASCHING, H.; KOENIG O. (2009): Forschungsnotiz. Teilhabe von Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung an Bildung Arbeit und Forschung. In: SWS- Rundschau. 49. Jg. Heft 3/2009.
- BIEWER, G. (2010): Grundlagen der Heilpädagogik und Inklusiven Pädagogik. 2., durchgesehene Auflage. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- BLEIDICK, U. (1999): Behinderung als pädagogische Aufgabe. Behinderungsbegriff und behindertenpädagogische Theorie. Stuttgart/ Berlin/ Köln: W. Kohlhammer GmbH.
- BLEIDICK, U.; ELLGER-RÜTTGARDT, S. L. (2008): Behindertenpädagogik – eine Bilanz. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- BMASK: BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT, SOZIALES UND KONSUMENTENSCHUTZ (2003): Bericht der Bundesregierung über die Lage der behinderten Menschen in Österreich. Wien: Hausdruckerei des BMSG.
- BMASK: BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT, SOZIALES UND KONSUMENTENSCHUTZ (2009): Behindertenbericht 2008. Bericht der Bundesregierung über die Lage von Menschen mit Behinderung in Österreich 2008. Wien: Büro Service Stelle A des BMASK.
- BMASK: BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT, SOZIALES UND KONSUMENTENSCHUTZ (2010): UN-Behindertenrechts-Konvention. Erster Staatenbericht Österreich. Beschlossen von der Österreichischen Bundesregierung am 5. Oktober 2010. Wien: Stubenring 1, 1010 Wien, I/B/11/MKDion/Zentrale Dienste.
- BUNDESSOZIALAMT: Online unter: <http://www.bundessozialamt.gv.at/basb/> (Stand 05-12-2010).
- BÜKER, C. (2008): Leben mit einem behinderten Kind: Betroffene Familien in sozial benachteiligter Lebenslage. In: Bauer, U.; Büscher A. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit und Pflege: Beiträge sozialwissenschaftlich orientierter Pflegeforschung, Gesundheit und Gesellschaft. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- BREUER, F. (2010): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- CAPLES M.; SWEENEY J. (2010): Quality of life: a survey of parents of children/ adults with an intellectual disability who are availing of respite care. In: British Journal of Learning Disabilities. Blackwell Publishing Ltd., 39.
- CARTWRIGHT, C.; CRAIG, J.; SHAW, K. (2011) The housing and support needs of people with an intellectual disability into older age. Journal of Intellectual Disability Research. Volume 55, Part 9. Aged Services Unit- Southern Cross University, Coffs Harbour, NSW Australia.
- CHARMAZ K. (2006): Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis. CA: Sage.
- CLOERKES, G. (2001): Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. Heidelberg: Winter, 2. Auflage
- CLOERKES, G. (2007): Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. 3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Memmingen: Edition S.
- DIJKER, A.; VAN ALPHEN, L.; BOS, A; VAN DEN BORNE, B.; CURFS, L. (2011): Social integration of people with intellectual disability: insights from a social psychological research programme. Journal of Intellectual Disability Research. Volume 55, Part 9. Blackwell Publishing Ltd.
- DILLENBURGER, K.; MCKERR, L. (2010): How long are we able to go on? Issues faced by older family caregivers of adults with disabilities. British Journal of Learning Disabilities, 39, Queen's University of Belfast: Blackwell Publishing Ltd.
- DIMDI: DEUTSCHES INSTITUT FÜR MEDIZINISCHE DOKUMENTATION UND INFORMATION (2005): ICF: Internationale Klassifikation der Funktionalität, Behinderung und Gesundheit. Genf. Online unter: <http://www.dimdi.de/static/de/klassi/icf/index.htm> (Stand 15-03-2012) und Abbildung 1 online unter: http://www.dimdi.de/dynamic/de/klassi/downloadcenter/icf/endfassung/icf_endfassung-2005-10-01.pdf (Stand 15-03-2012)
- EBERWEIN, H. (Hrsg.) (1997): Handbuch Integrationspädagogik. Kinder mit und ohne Behinderung lernen gemeinsam. Weinheim und Basel: Beltz. 4.Auflage.
- ECKERT, A. (2002): Eltern behinderter Kinder und Fachleute. Erfahrungen, Bedürfnisse und Chancen. Bad Heilbrunn.
- ECKERT, A. (2007): Familien mit einem behinderten Kind. Zum aktuellen Stand der wissenschaftlichen Diskussion. In: Behinderte Menschen, Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten. Nr. 1/2007, Thema: Eltern behinderter

- Kinder, 40-53. <http://bidok.uibk.ac.at/library/beh-1-07-eckert-kind.rtf.html> (Stand 05-03-2011)
- ENGELBERT A. (1999): Familien im Hilfenetz. Bedingungen und Folgen der Nutzung von Hilfen für behinderte Kinder. Weinheim und München: Juventa.
- ERICSSON, K. (2008): Der Normalisierungsgedanke - Entstehung und Erfahrungen in skandinavischen Ländern. In: Thimm, W. (Hrsg.): Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzeptes. Marburg: Lebenshilfe-Verlag. 2. Auflage.
- ERMERT, J. A. (1994): Akzeptanz von Behinderung: medizinhistorische, pädagogische, psychotherapeutische, soziale, spirituelle Aspekte, Humor als Form der Bewältigung, Behinderung und Öffentlichkeit. Frankfurt am Main/ Berlin/ Bern / New York/ Paris/ Wien: Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- FORNEFELD, B. (2004): Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik: mit 5 Tabellen und Übungsaufgaben. München: Ernst Reinhardt.
- FRANZ, D.; BECK, I. (2007): Umfeld- und Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe. In: Geistige Behinderung. Fachzeitschrift der Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e.V. 46. Jahrgang, Oktober 2007. 4. Ausgabe.
- FRIES A.; HELFER D. (2010): Belastungen in Familien mit behinderten Kindern unter ausgewählten Aspekten. In: Behinderten Pädagogik. Heft 3 2010. Vierteljahresschrift für Behindertenpädagogik in Praxis, Forschung und Lehre und Integration Behinderter. Psychosozial- Verlag.
- HANSLMEIER-PROCKL, G. (2009): Teilhabe von Menschen mit geistiger Behinderung. Empirische Studie zu Bedingungen der Teilhabe im ambulant betreuten Wohnen in Bayern. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- HASTINGS, P.; TAUNT, H. (2002): Positive perceptions in families of children with developmental disabilities. American Journal on mental retardation. Volume 107, Number 2. University of Southampton.
- HELFER, D.; FRIES, A. (2010): Belastungen in Familien mit behinderten Kindern unter ausgewählten Aspekten. In: Behinderten Pädagogik. Vierteljahresschrift für Behindertenpädagogik in Praxis, Forschung und Lehre und Integration Behinderter. Heft 3, 49 Jg. Landesverband Hessen e.V., Verband

- Sonderpädagogik e.V., Fachverband für Behindertenpädagogik: Psychosozial Verlag.
- HIRCHERT A. (2002): Die Sicht der Eltern. In: THIMM, W.; WACHTEL, G. (2002): Familien mit behinderten Kindern. Wege der Unterstützung und Impulse zur Weiterentwicklung regionaler Hilfesysteme. Weinheim/ München: Juventa Verlag.
- HOLLENWEGER, J. (2006): Der Beitrag der Weltgesundheitsorganisation zu Klärung konzeptueller Grundlagen einer inklusiven Pädagogik. In: Dederich, M; Greving, H.; Mürner, C. (Hrsg.): Inklusion statt Integration? Heilpädagogik als Kulturtechnik. Giessen: Psychosozial-Verlag.
- INGVALDSEN, A.; BALANDIN, S. (2011): If we are going to include them we have to do it before we die: Norwegian Seniors' Views of Including Seniors with intellectual disability in senior centres. Journal of Applied Research in Intellectual Disabilities. Volume 24. Molde University College, Molde, Norway: Blackwell Publishing Ltd.
- KNIEL, A.; WINDISCH M. (2005): People First. Selbsthilfegruppen von und für Menschen mit geistiger Behinderung. Mit 16 Abbildungen und 29 Tabellen. München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- KRÜGER, P.; MEYER, I. (2007): Eine Reise durch die Grounded Theory. Review Essay: Kathy Charmaz (2006). Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis [48 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 8(1), Art. 25 <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/226/498> (Stand 10-01-2012)
- KULIG, W.; THEUNISSEN G. (2010): Forschung im Bereich der Heilpädagogik unter besonderer Berücksichtigung von Menschen mit geistiger Behinderung. In: VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR HEILPÄDAGOGIK UND IHRE NACHBARGEBIETE. 3/2010. 79. Jahrgang. Ernst Reinhardt.
- LEBENSHILFE ÖSTERREICH (2004): Geistige Behinderung ist politisch nicht korrekt. http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20041113_OT0020/geistigebehinderung-ist-politisch-nicht-korrekt-bild (Stand 10-03-2011)
- LEGEWIE, H. (2006): Jörg Strübing (2004). Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten

- Theoriebildung. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research,
7(2), Art. 1, März 2006 <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/105/220> (Stand 15-05-2012)
- MAYRING P. (2008): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. 10. Auflage.
- NIEHOFF, U. (2007a): Partizipation. In: Theunissen, G.; Kulig, W.; Schirbort, K. (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- NIEHOFF, U. (2007b): Teilhabe. In: Theunissen, G.; Kulig, W.; Schirbort, K. (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- PROSETZKY I. (2009): Isolation und Partizipation. In: DEDERICH M./ JANTZEN W. (HRSG.) (2009): Behinderung und Anerkennung. Band 2. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- SCHIRBORT, K. (2007): Wohnen. In: Theunissen, G.; Kulig, W.; Schirbort, K. (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- SCHUBERT, M. T. (1987): System Familie und Geistige Behinderung. Wien/ New York: Springer-Verlag.
- SCHUNTERMANN, M. (2007): Einführung in die ICF. Grundkurs- Übungen- offene Fragen. Landsberg, Lech. 2. Auflage.
- SEIDEL, M. (2006): Geistige Behinderung. In: Wüllenweber, E.; Theunissen, G.; Mühl, H. (Hrsg.): Pädagogik bei geistigen Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- SEIFERT, M. (2009): Unser Sohn zieht aus- wie wird es ihm ohne uns gehen? Begleitung junger Erwachsener mit geistiger Behinderung im Prozess der Ablösung vom Elternhaus. Fachtagung: Gesundheit für's Leben! Bessere medizinische Versorgung für Menschen mit geistiger Behinderung. Potsdam, Berlin.

- SPECK, O. (2005): Menschen mit geistiger Behinderung. Ein Lehrbuch zur Erziehung und Bildung. München: Ernst Reinhard Verlag.
- SPECK, O. (2007): Geistige Behinderung. In: Theunissen, G.; Kulig, W.; Schirbort, K. (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- SPECK, O. (2008): System Heilpädagogik. Eine ökologisch reflexive Grundlegung. 5., überarbeitete Auflage. München/Basel: Ernst Reinhardt.
- STRAUSS, A.; CORBIN, J. (1996): Grounded Thoery. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- STRÜBING, J. (2008): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- THEUNISSEN, G. (2005): Pädagogik bei geistiger Behinderung und Verhaltensauffälligkeiten. Regensburg: Julius Klinkhardt.
- THEUNISSEN, G.; KULIG, W.; SCHIRBORT, K. (Hrsg.) (2007): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- THIMM, W. (1997): Quantitativer und qualitativer Ausbau ambulanter familienentlastender Dienste (FED). Abschlußbericht. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- THIMM, W.; WACHTEL, G. (2002): Familien mit behinderten Kindern. Wege der Unterstützung und Impulse zur Weiterentwicklung regionaler Hilfesysteme. Weinheim/ München: Juventa Verlag.
- THIMM W. (2006): Behinderung und Gesellschaft. Texte zur Entwicklung einer Soziologie der Behinderten. Band 2. Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg: Edition S.
- THIMM, W. (2008): Normalisierung und alltägliche Lebensbedingungen. In: Thimm, W. (Hrsg.): Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzeptes. Marburg: Lebenshilfe-Verlag. 2. Auflage.
- TRAUSTADOTTIR R.; JOHNSON K. (2000): Women with intellectual disabilities: finding a place in the world. In: Journal of Intellectual Disability Research, Blackwell Science Ltd, 44.

- WACHTEL, G. (2007): Familie. In: Theunissen, G.; Kulig, W.; Schirbort, K. (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- WACKER, E. (2005): Selbst Teilhabe bestimmen? In: Wacker, E.; Bosse, I.; Dittrich, T. (Hrsg.): Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein. Marburg: Lebenshilfe-Verlag.
- WEBER G. (1997): Intellektuelle Behinderung. Grundlagen, klinisch-psychologische Diagnostik und Therapie im Erwachsenenalter. Mit einem Beitrag zur Hypothese der Emotions-Spezifität. Wien: WUV-Universitätsverlag.

Abkürzungsverzeichnis

AAMD	American Association of Mental Deficiency
AMS	Arbeitsmarktservice Österreich
Abb.	Abbildung
bzw.	Beziehungsweise
ca.	circa, ungefähr
div.	diverse
DIMDI	Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information
et al.	et alii, und andere
etc.	et cetera, und im übrigen
f	folgende Seite
ff	folgende Seiten
FWF	Fonds zu Förderung der wissenschaftlichen Forschung
GT	Grounded Theory
GTM	Grounded Theory Methodology
HU	Hermeneutik Unit
ICD	International Classification of Diseases
ICF	International Classification of Functioning, Disability and Health
ICIDH	International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps
IP	Interviewperson
J.E.	Julia Eckhart
MmB	Menschen mit Behinderung
MmiB	Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung
P-Doc	Primärdokument
vgl.	vergleiche
vs.	versus, gegen
z.B.	zum Beispiel
zit.	zitiert

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Das bio-psycho-soziale Modell der ICF (DIMDI 2005, 23).....	24
Abbildung 2: IP4_Wohnen.....	53
Abbildung 3: IP4_Schule & Beruf.....	54
Abbildung 4: IP4_Freizeit.....	55
Abbildung 5: IP4_Familie.....	57
Abbildung 6: IP4_außerfamiliäre Kontakte.....	62
Abbildung 7: IP9_Wohnen.....	60
Abbildung 8: IP9_Schule & Arbeit.....	61
Abbildung 9: IP9_Freizeit.....	62
Abbildung 10: IP 9_Familie.....	64
Abbildung 11: IP9_außerfamiliäre Kontakte.....	66
Abbildung 12: IP10_Wohnen.....	68
Abbildung 13: IP10_Schule & Arbeit.....	74
Abbildung 14: IP10_Freizeit.....	71
Abbildung 15: IP10_Familie.....	72
Abbildung 16: IP10_außerfamiliäre Kontakte.....	74
Abbildung 17: IP11_Wohnen.....	75
Abbildung 18: IP11_Schule & Arbeit.....	81
Abbildung 19: IP11_Freizeit.....	79
Abbildung 20: IP11_Familie.....	80
Abbildung 21: IP11_außerfamiliäre Kontakte.....	85
Abbildung 22: IP13_Wohnen.....	83
Abbildung 23: IP13_Schule & Arbeit.....	85
Abbildung 24: IP13_Freizeit.....	86
Abbildung 25: IP13_Familie.....	90
Abbildung 26: IP13_außerfamiliäre Kontakte.....	89
Abbildung 27: IP14_Wohnen.....	94
Abbildung 28: IP14_Schule & Arbeit.....	96
Abbildung 29: IP14_Freizeit.....	99
Abbildung 30:IP14_Familie.....	101
Abbildung 31: IP14_außerfamiliäre Kontakte.....	103

Bearbeitetes Datenmaterial und Arbeitsschritte

HU: HU_Interviews_alle
File: [C:\Dokumente und Einstellungen\Administrator\Eigene Dateien\Scientific
Softwar...\HU_Interviews_alle.hpr6]

Atlas.ti: Liste

HU_Interviews_alle

Atlas.ti: Primary Docs (6)

P 1: IP4_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum.rtf {197}
P 2: IP9_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum.rtf {277}
P 3: IP10_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum.rtf {161}
P 4: IP11_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum.rtf {269}
P 5: IP13_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum.rtf {166}
P 6: IP14_anonymisiert_Arbeitsleben_ohneDatum.rtf {312}

Atlas.ti: Memos (23)

Arbeit IP14 ME - 29.06.2012 {0-Me-F} - Super
Auszug ME - 27.06.2012 {1-Me} - Super
Down Syndrom ME - 01.07.2012 {1-Me} - Super
Institution ME - 28.06.2012 {0-Me-F} - Super
Kollegen ME - 26.06.2012 [1] {1-Me} - Super
Kontakt ME - 26.06.2012 [1] {1-Me} - Super
Kontakte IP9 ME - 26.06.2012 {1-Me} - Super
ME - 25.06.2012 {1-Me} - Super
ME - 25.06.2012 [1] {1-Me} - Super
ME - 25.06.2012 [2] {1-Me} - Super
ME - 25.06.2012 [3] {1-Me} - Super
ME - 25.06.2012 [4] {1-Me} - Super
ME - 26.06.2012 {1-Me} - Super
ME - 26.06.2012 [1] {1-Me} - Super
ME - 29.06.2012 {0-Me-F} - Super
Mitschüler mit dunkler Haut ME - 26.06.2012 {1-Me} - Super
möchte in der Werkstätte bleiben ME - 25.06.2012 [2] {1-Me} - Super
nicht zu Hause wohnen ME - 01.07.2012 {1-Me} - Super
unangenehme Frage ME - 26.06.2012 {1-Me} - Super
Unterstützendes Netzwerk_IP13 ME - 27.06.2012 {1-Me} - Super
Verhältnis Vater und Mutter ME - 26.06.2012 {1-Me} - Super
Wohngruppe ME - 01.07.2012 {1-Me} - Super
Wohnveränderung ME - 28.06.2012 {1-Me} - Super

Atlas.ti: Network Views (36)

IP10_Behinderung (4)
IP10_Freizeit (6)
IP10_Kontakte_außerhalb_Familie (27)
IP10_Kontakte_Familie (19)
IP10_Schule&Arbeit (27)
IP10_Wohnen (11)
IP11_außerhalb_Familie (23)
IP11_Behinderung (7)
IP11_Freizeit (8)
IP11_Kontakte_Familie (20)
IP11_Schule&Arbeit (31)
IP11_Wohnen (12)
IP13_außerhalb_Familie (24)
IP13_Behinderung (9)
IP13_Freizeit (8)
IP13_Kontakte_Familie (16)
IP13_Schule&Arbeit (15)
IP13_Wohnen (6)
IP14_außerhalb_Familie (18)
IP14_Behinderung (15)
IP14_Freizeit (21)
IP14_Kontakte_Familie (16)
IP14_Schule&Arbeit (25)
IP14_Wohnen (14)
IP4_Behinderung (8)
IP4_Freizeit (12)
IP4_Kontakte_außerhalb_Familie (19)
IP4_Kontakte_Familie (16)
IP4_Schule&Arbeit (12)
IP4_Wohnen (9)
IP9_Behinderung (9)
IP9_Freizeit (12)
IP9_Kontakte_außerhalb_Familie (26)
IP9_Kontakte_Familie (36)
IP9_Schule&Arbeit (15)
IP9_Wohnen (14)

9 Abstract

9.1 Deutsch

Die Diplomarbeit, die den Titel trägt „Die Partizipationserfahrungen durch soziale Kontakte im inner- und äußerfamiliären Umfeld von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung“ wird im Rahmen des FWF-Projektes „Partizipationserfahrungen in der beruflichen Biographie von Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung“ geschrieben. Nach der Beschreibung der wichtigen Definitionen wie Behinderung und Partizipation, fokussiert diese Arbeit das Rekonstruieren des Lebens von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung. Für die Diplomarbeit wurden sechs Interviews ausgewählt, die innerhalb des Projektes durchgeführt wurden. Um die Partizipationserfahrungen beschreiben zu können, wurde nach dem konstruktivistischen Ansatz der Grounded Theory nach Kathy Charmaz gearbeitet. Die Interviews wurden nach dem Ansatz von Charmaz kodiert und in grafischen Darstellungen von Family Codes erstellt.

9.2 Englisch

The thesis with the title “The experiences of participation of people with intellectual disability through social contacts in family and family surroundings” is part of the research project “Experiences of participation in the vocational biography of persons with an intellectual disability“. After the explanation of important definitions like disability and participation, this work focused on the reconstruction of the lives of people with intellectual disability. The input to this study consisted of a survey, provided by the research, in which were six people chosen, who were interviewed an average of three times each. In order to describe their experiences of participation this survey uses the constructing grounded theory of Kathy Charmaz. The interviews were coded through the approach of Charmaz and drawings of the Family Codes were produced.

Erklärung

Ich bestätige hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und unter Verwendung der angegebenen Quellen verfasst habe.

Des weiteren versichere ich, die vorliegende Diplomarbeit weder im Inland noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt zu haben.

Wien, August 2012

Julia Maria Eckhart

Lebenslauf

Julia Maria Eckhart

Dornachgasse 21
6850 Dornbirn
Vorarlberg
Österreich

julia.eckhart@gmx.net

ANGABEN ZUR PERSON

Familienstand:	ledig
Staatsangehörigkeit:	Österreich
Geburtsdatum:	02.07.1987
Geburtsort:	Dornbirn

AUSBILDUNG

seit 2006	Studium der Pädagogik an der Universität Wien Schwerpunkte: Heil- und Integrative Pädagogik, Psychoanalytische Pädagogik
2001 - 2005	Bundesoberstufenrealgymnasium Dornbirn-Schoren Schwerpunkt Musikerziehung
1997 - 2001	Bundesrealgymnasium Dornbirn-Schoren
1993 - 1997	Volksschule Dornbirn-Haselstauden

BERUFSERFAHRUNG & PRAKTIKA

2010 - 2012	Kinderbetreuung eines Neugeborenen und 3 Jährigen
2010 - 2011	Bewegungskaiser Niederösterreich

2010 - 2011	Betreuungen/ Führungen (Geburtstage und Stallführungen) am Landgut Cobenzl
02/2012	Semester- und Sommerferien: Praktikumswochen beim
08/2011	AKS- Sozialmedizin. Unterstützung der Therapeuten,
02/2011	Betreuung und Förderung der Kinder mit besonderem
02/2008	Förderbedarf (Wahrnehmungsdefiziten, Sprach- oder Verhaltensauffälligkeiten)
2007 - 2010	Kinderbetreuung von einem 5 Jährigen
2002 - 2006	Kinderbetreuung von 3 und 5 Jährigen

FORSCHUNGSSCHWERPUNKTE & PROJEKTE

2010	Transkribieren von Interviews im Rahmen der Studie „Berufliche Teilhabe von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung“ Forschungseinheit: Heil- und integrative Pädagogik Erlernen des Computerprogramms Atlas.ti
2007- 2009	wissenschaftliches Praktikum an der Universität Wien: Datenerhebung & Zweitauswertung (180 Stunden) und Videokodierung (30 Stunden) im Rahmen der „Wiener Kinderkrippenstudie“ Forschungseinheit: psychoanalytische Pädagogik Erlernen des Computerprogramms SPSS

PERSÖNLICHE KOMPETENZEN & QUALIFIKATIONEN

	langjährige Erfahrung mit Kinderbetreuung
	gute EDV Kenntnisse (SPSS, Atlas.ti, MS-Office)
2002	Kinderbetreuungskurs aha-Dornbirn